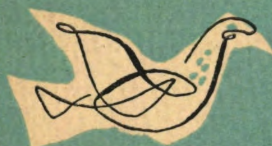
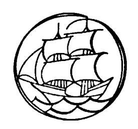

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



INSEL ALMANACH 1953



INSEL ALMANACH 1953



IM INSEL-VERLAG

DIE KUNST,

DIE DU GELERNT HAST, BEHALTE LIEB,

UND BEI IHR SUCHE DEINE RUHE.

DEN REST DEINES LEBENS

DURCHWANDERE WIE EINER, DER ALLES

VON GANZEM HERZEN

DEN GÖTTERN ÜBERLASSEN HAT,

KEINES MENSCHEN HERR,

KEINES MENSCHEN SKLAVE.

Marc Aurel

Friedrich Gottlieb Klopstock · Die Frühlingsfeier

NICHT in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des
Lichts,
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben, und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen, und bewohnten? und wer
bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammen-
strömten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst; und bist vielleicht
Ach nicht unsterblich!



Ich bin heraus gegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Träne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Tal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudentränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf umwunden! ich singe dem Herrn!
Hier steh ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht! und Wunder alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an,
Denn du!
Namenloser, du!
Schufest sie!

Lüfte, die um mich wehn, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr! der Unendliche!



Aber jetzt werden sie still, kaum atmen sie.
Die Morgensonne wird schwül.
Wolken strömen herauf.
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher! erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten,
Über den stärkenden Halm!
Über die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist alles still!
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf!
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

Ach, vermöcht ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarst du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller Segen!



Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovas Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? sie tragen den Donner.
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald durch-
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt [strömen!
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl!
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft.

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn.

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

Reinhard Buchwald · Schillers Klopstock-Erlebnis

Jede Jugend strebt bewunderten Vorbildern nach, jeder neue Anfang erwächst aus einer lebendigen Überlieferung. Zwei Begegnungen haben der Lyrik Schillers in der Frühzeit ihr Gepräge gegeben: die mit Gellert und mit Klopstock. Von ihnen ist die zweite die nachhaltigere gewesen; sie hat ihn für die Jahre seines ersten eigenen Schaffens zur Nachfolge aufgerufen, und so mündete auch die kritische Rechenschaft, die er nach einem Jahrzehnt beim Abschluß seiner philosophischen Studien über seine dichterischen Anfänge ablegte, notwendig in eine Auseinandersetzung mit Klopstock ein. Beide aber, Gellert wie auch Klopstock, haben in erster Linie als religiöse Dichter auf den jungen Schiller eingewirkt und dadurch die Wesensart seiner frühen Lyrik bekräftigt. Ist es uns doch glaubwürdig überliefert, daß sein erstes dichterisches Erwachen mit einer religiösen Erweckung zusammengefallen war.

Wir verdanken diese Nachricht einem Jugendfreunde Schillers, der sie 1792 in Jena oder 1793 in der schwäbischen Heimat von ihm selber gehört hat. Als die Mutter ihn am Tage vor der Konfirmationshandlung sorglos nach Knabenweise auf der Straße umherschlendern sah, rief sie ihn zu sich, machte ihm sanfte Vorwürfe wegen seines Leichtsinns, und indem sie ihm eindringlich die Wichtigkeit des morgigen Tages vorstellte, war die Frucht davon beim gerührten Sohn ein frommes Gedicht. So sei also – soll Schiller dazu geäußert haben – sein erstes lyrisches Gedicht unmittelbar auf ihre Mahnung hin entstanden und – ein religiöses Gedicht gewesen. Ein Durchbruch der dichterischen Kraft also im Augenblick eines hochgesteigerten religiösen Gefühls.

In der Karlsschule gehörte dann ebensoviel dazu, sich als jungen Dichter zu bekennen, wie an seinen theologischen Berufswünschen festzuhalten. »Neigung für Poesie beleidigte

die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters« – so begann Schiller 1784 in der Ankündigung seiner ›Rheinischen Thalia‹ die Schilderung der Karlsschule. Das muß man sich vor Augen halten, um zu verstehen, was es heißt, wenn in den oft gegenseitigen Charakterisierungen der Eleven für den Herzog fast von allen Kameraden als hervorstechender Charakterzug Schillers seine Neigung für die Poesie hervorgehoben wurde. Und diese tief erlebte, mit den besten Erinnerungen an seine geraubte Kindheit verbundene und eigensinnig verteidigte Dichtung erlebte alsbald eine fruchtbare Entwicklung.
Wir dürfen vermuten, daß schon jener erste dichterische Versuch sich an den Dichter angeschlossen hatte, der der Lieblingsdichter seiner Mutter war und überhaupt sein Elternhaus beherrschte: Gellert. Schiller hat ihn später als »einen wahrhaft naiven Dichter« gerühmt. Gellertsche Gedanken und Wortprägungen hat man sowohl in den überlieferten Gebeten des Vaters Schiller als auch in Schillers eigenen Jugendgedichten nachgewiesen. In Gellerts Hymne ›Die Ehre Gottes in der Natur‹ geht die Sonne ihren Weg »als wie ein Held«. Das ist in Schillers Gedicht ›Der Abend‹ und noch in ›Die Räuber‹ eingegangen. Die Meininger Landesbibliothek verwahrt noch einen Gellertband mit seinem Namenszug; er mag ihn 1783 in Bauerbach zurückgelassen haben.
Jedoch eines Tages erhielt seine Dichtung eine neue Richtung durch ein zweites würdiges und großes Vorbild: Klopstock. Daß er Klopstock erst jetzt als Fünfzehnjähriger am Anfang seiner Karlsschulzeit auf der Solitüde kennen gelernt hat, darüber stimmen alle Zeugnisse ganz klar überein.
Wie gewaltig der Schritt war, den der junge Schiller damals tat – vom Kirchenliederdichter der Aufklärung, der die Macht des Schöpfers »anbetend überlegte«, zum Sänger des ›Messias‹, das können wir Heutigen uns am besten nach-

erlebbar machen, indem wir uns jenes schon erwähnte Gellertsche Gedicht ›Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre‹ erst in seiner bloßen Versgestalt, dann aber in seiner Vertonung durch Beethoven vergegenwärtigen, worin es erst die uns vertraute großartige Steigerung erfahren hat. Jedoch dieser Vergleich weist uns nur die Richtung und darf uns nicht genügen. Kein anderer großer Dichter ist dem Bewußtsein und unmittelbaren Empfinden der späteren Generationen so sehr verloren gegangen wie Klopstock. Wodurch dies geschehen konnte und worin die Tat seines Genius bestand, wodurch seine Leistung in seiner Zeit die Jugend hinriß, aber dem 19. Jahrhundert unerfaßbar wurde, wird uns einigermaßen verständlich, wenn wir uns die Würdigung des ›Messias‹ durch Wilhelm Scherer vor Augen halten. Scherers Literaturgeschichte (1883), die sonst sowohl in den Einzelzügen als auch im ganzen bis heute unerreicht geblieben ist, trägt doch gerade in den Abschnitten über Klopstock alle Züge ihrer naturwissenschaftlich befangenen Entstehungszeit. Ihr Verfasser erklärt es für den schlimmsten Mangel an Klopstocks christlichem Epos, daß er sich weder den alten Zustand Palästinas vergegenwärtigt, noch Reisebeschreibungen studiert habe; auch nicht das Volk in seiner eigenen Umgebung, um naive Züge zu finden, womit er das Volk von damals charakterisieren konnte; und nicht die Geistlichen und Fanatiker des 18. Jahrhunderts, um Züge für die Schriftgelehrten und Pharisäer zu bekommen.
Von solchen Gedanken führt nun freilich keine Brücke zu Geist und Form der Klopstockschen Dichtung. Diesem liegen psychologische und kulturgeschichtliche Erklärungen so meilenfern wie äußerliche Kostümtreue. Alles ist bei ihm Innerlichkeit; in seinem Epos verläuft alles Geschehen in den Seelen der Personen. Dieses Seelische äußert sich ebensooft mit zarter Vertiefung wie mit großartiger Gewalt. Da zieht sich zu Beginn der Handlung Jesus in ein Gebirge im Osten

von Jerusalem zurück, wo er auch sonst »einsame Nächte / unter des Vaters Anschaun ernst in Gebeten durchwachte«. Er erinnert seinen göttlichen Vater daran, wie sie einst gemeinsam die Schöpfung vollbrachten und schon damals das größere Werk, die Erlösung, beschlossen. Das Gebet wird zum monumentalen Zwiegespräch der Gottheit mit sich selbst.

Weiter sagt' er, und sprach: »Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen.«

Und darauf mit derselben Wucht, den Fluß des Hexameters gestaut, einsilbige Wörter aufeinander getürmt (wie in den erhabensten Versen der Oden):

Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,
Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: »Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
Ewig! und schwöre dir Sohn: Ich will die Sünde vergeben.«

Man muß sich solche Verse laut vorlesen, um zu begreifen, welch grandiose Anschauung Gottes der deutsche Geist hier erreicht und welche großartigen Wirkungen er zugleich der deutschen Sprache abgewonnen hatte.
Und doch muß sich, was die Menschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts am ›Messias‹ empfanden, noch gesteigert haben, als seit 1771 auch Klopstocks Oden allgemein zugänglich wurden. Wir erinnern uns dafür an jene Szene aus Goethes ›Werther‹, wo der Dichter seinen Helden mit Lotte in einem ländlichen Gasthof ein Gewitter erleben und im Gedanken an die Ode ›Die Frühlingsfeier‹ nur das eine Wort »Klopstock« aussprechen läßt. Was jene Genera-

tion zuerst durch ein vertieftes Christentum an seelischen Kräften entbunden hatte, das wandte sie nun an eine Beseelung und Erhöhung der Diesseitswelt. Der Sänger der Erlösung erwies sich auch als der Führer zu dieser neuen Wirklichkeit. Auch hier freilich bleibt alles Anbetung, Bewunderung, Seligkeit, Ahnung, Erstaunen, heiliges Feuer, Aufflammen in Entzückungen, Überströmen der ganzen Seele durch der Seligkeiten höchste. Auch die Schöpfung einer deutschen Dichtersprache, die ja fast allein das Werk Klopstocks gewesen ist, wurde in den Oden zur letzten Höhe getrieben. Hatte er zuerst den epischen Vers Homers, als einer der wenigen in unserer Geschichte, die den Formwillen der deutschen Sprache zu erfüllen wagten, eingedeutscht, so glaubte er jetzt, Pindars geheimnisvolle Versgebilde als freie Rhythmen verstehen zu dürfen, und gewann dadurch das empfindsamste Instrument für seine zartesten und erhabensten Ideen.

Wer Schiller zuerst von Gellert zu Klopstock geführt hat, wissen wir nicht. Wohl aber verdanken wir seinem Akademiegenossen Petersen eine Schilderung davon, wie er damals von dieser neuen Begegnung überwältigt wurde. »Diese Lesebeschäftigung«, heißt es da, »war keineswegs nur ein flüchtiges, gleichsam naschendes Genießen; nein, es war ein ernstes, tagtäglich fortgesetztes Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Vergleichen, Forschen, Aneignen. Unstreitig ist es, daß diese warme volle Einsaugung der Klopstockschen Anschauungen, Gefühle, Bilder und Vorstellungen die bestimmteste Wirkung auf Schillers Bildung hatte. Sie war es, die seine Empfänglichkeit für das Weiche und Zarte und zumal das Innige und Geistige weckte und belebte; sie befruchtete die Keime der schönsten Eigentümlichkeiten, die uns in seinen gelungensten späteren Arbeiten so zauberisch anziehen.« Denselben Mitteilungen verdanken wir auch die Nachricht, daß Schiller damals Moses, den »mächtig hervorragenden

Seher, Gesetzgeber, Heerführer und Staatsordner der Urwelt«, zum Helden eines eigenen Epos gewählt hat; aber das Werk sei »mühevolles Nachstreben und Nachbilden« gewesen, eben nach dem erdrückenden Vorbild des ›Messias‹.
Wir selbst können die Wirkung seiner ersten Klopstock-Begeisterung und ebenso sein langsames Hinauswachsen über den Meister an den frühesten Gedichten beobachten, die uns von ihm erhalten sind. Es sind vor allem die folgenden: ›An die Sonne‹ (das nach einer Angabe seiner Schwester Christophine aus seinem vierzehnten Jahre stammen soll), ›Der Abend‹, ›Hymne an den Unendlichen‹, ›Der Eroberer‹, ›Die Herrlichkeit der Schöpfung‹. Davon wurden ›Der Abend‹ und ›Der Eroberer‹ vom Professor Haug, der in der Akademie der »Deutschlehrer« war und der in der Literaturgeschichte als der schwäbische Gottsched gilt, einem fruchtbaren Poeten und noch fruchtbareren Kritiker und Zeitschriftenherausgeber, im September 1776 und Januar 1777 in seinem ›Schwäbischen Magazin‹ abgedruckt und, wie es seine Gewohnheit war, mit kurzen Begleitworten versehen. Zum ›Abend‹ bemerkte er: es dünke ihn, der Verfasser habe schon gute *Autores* gelesen und bekomme mit der Zeit ein *»os magna sonaturum«* (ein Vergil-Zitat: einen Mund, der große Dinge erklingen lassen wird). Und zum ›Eroberer‹: »Von einem Jüngling, der allem Anschein nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer beileibe nicht dämpfen; aber *nonsense,* Undeutlichkeiten, übertriebene Metathesen – wenn einst vollends die Feile darzu kommt, so dörfte er mit der Zeit doch seinen Platz neben – einnehmen und seinem Vaterlande Ehre machen.« Der Strich bedeutete Schubart, der im selben Monat, da dieses Heft erschien, auf württembergisches Gebiet gelockt und auf den Asperg geschleppt wurde.
Wie Klopstock, so fühlt sich auch der Jüngere als der erwählte Sänger Gottes. Er hat von seinem Meister gelernt, welche

Würde und Magie dem Gesang des seraphischen Dichters eignen. So verkündet er denn:

> Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen,
> Laß strömen sie, o Herr, aus höherem Gefühl,
> Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen,
> Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel,
> Mich über Sphären, himmelan gehoben,
> Getragen sein vom herrlichen Gefühl...

Den Preis Gottes in der Natur hatte er auch bei Gellert und Haller vernommen; als Schüler Klopstocks aber ruft er ihr zu:

> Verstumm Natur umher und horch der hohen Harfe,
> Dann Gott entzittert ihr...

Und ebenso folgt er Klopstock, der in seiner Ode auf Friedrich V. von Dänemark diesen Friedensfürsten im Gegensatz zu dem wilden Eroberer gepriesen und im sechzehnten Gesang des ›Messias‹ ein Weltgericht über die Könige geschildert hatte, unmittelbar, wenn er eine eigene Ode beginnt:

> Dir, Eroberer, dir schwellet mein Busen auf,
> Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedursts,
> Vor dem Auge der Schöpfung,
> Vor des Ewigen Angesicht.

In der Vision des Weltgerichts am Ende der ›Räuber‹ ist es des Vaters weiße Locke, durch die die Waagschale des Franz Moor belastet und herabgedrückt wird; beim Weltgericht über den Eroberer ist es der Fluch des Dichters, der die Waage »tiefer, tiefer zur Höll hinab reißen« soll; dann wird sein »gefluchtester wärmster heißester Fluch ganz gesättigt sein«.

Schiller selbst hat später von seinem Klopstock-Erlebnis eingehender berichtet als von irgendeinem anderen Vorgang seiner Entwicklung. Er hat dies getan, als er sich am Ende



des langen Weges wußte, den er in der Begeisterung für Klopstock zuerst beschritten und der ihn dann weit über ihn hinausgeführt hatte. Wenn wir jetzt diese seine Urteile anhören, müssen wir also bedenken, daß Schiller vom erreichten Ziele her auf seinen Anfang zurückblickt: der Dichter, der sich zum ›Wallenstein‹ rüstet, schreibt über den Jüngling, der noch nicht einmal ›Die Räuber‹ dichtete, und über seine Begeisterung für den Dichter des ›Messias‹, der Oden, des biblischen Dramas ›Salomo‹.

Diese späte Würdigung Klopstocks steht in den Horen-Aufsätzen aus dem Jahre 1795 ›Über naive und sentimentalische Dichtung‹. Als er die Begriffe dieses Titels prägte, fühlte er sich mitten hineinversetzt in ein sehr kompliziertes und ihm sehr problematisches modernes Leben. Die Wesensart des *modernen* Menschen sah er im Gegensatz zum *antiken*. Der antike Mensch hatte unbefangen die Gotteswelt, sein eignes Lebenslos, sein eignes Wesen bejaht; und ebenso unbefangen und selbstverständlich hatten alles das die antiken Dichter dargestellt. Dieser Einklang mit der Natur ist es, was Schiller unter »naiv« versteht. Ganz anders das »Sentimentalische«. Der moderne Mensch stand kritisch zu seiner Umwelt und zu sich selbst. Er hielt die Lebensformen in Staat, Wirtschaft, Geselligkeit für künstliche und meist unwürdige Gebilde; er hielt sich selbst für unvollkommen, durch den Zwang des gesellschaftlichen Lebens und einer unvernünftigen Erziehung entartet. Aber diesem modernen Dasein stellte er eine bessere Welt gegenüber: eine Welt der Idee und des Ideals. Erst die Sprachverflachung der nachklassischen Zeit hat diese Worte ihres ganz bestimmten Sinnes beraubt. Bei Schiller bedeutet Idee immer die freie Schöpfung des selbständigen Geistes (der Vernunft); wenn die Idee zur Verwirklichung aufruft, heißt sie Ideal. An Idee und Ideal mißt nach Schiller der sentimentalische Dichter die Wirklichkeit. Er straft ihre Unvollkommenheit als Satiriker; oder er stellt

begeisternd eine bessere Welt dagegen, mag er diese nun rückblickend in einem auf immer verschwundenen idyllischen Hirtendasein, oder mag er sie in einer fernen, nie erreichbaren Zukunft erblicken.
Freilich hat sich Schiller keineswegs mit dieser Alternative zufrieden gegeben und sich nicht dabei beruhigt, selber ein »sentimentalischer« Dichter zu sein. Vielmehr sah er noch ein drittes: es brauchte ja auch für den modernen Menschen und Dichter gar nicht nur ein Entweder-Oder zu geben zwischen wertloser Wirklichkeit und wertvollen Idealen, die in einer unerreichbaren Höhe thronten. Konnte es denn nicht auch jetzt noch eine echte Natur geben, die mit der Idee übereinstimmte (nicht bloß eine gemeine »Wirklichkeit«, die als solche schon der »Idee« widersprach)? Daß es dieses Dritte gab, das war Schillers entscheidende Entdeckung, und indem er in einer jahrelangen Selbsterziehung sich diese »gesunde Natur« zurückgewann und sich der »Naivetät« Goethes näherte, bahnte er sich den Weg zu dem klassischen Stil seiner reifsten Werke. Wenn er nun von dieser erreichten Höhe her auf seine Entwicklung zurückblickte, so mußten vor allem zwei Vorgänge in den Vordergrund treten: daß er »sentimentalischer Dichter« geworden und daß er darüber hinausgelangt war.
Aber wir stehen erst an der Stelle in seinem Lebensgang, wo jene erste entscheidende Prägung geschah. Der junge Schiller fühlte seine Entwurzelung und fühlte sich zugleich als Dichter. Und damit traf, im fruchtbarsten Augenblick, seine geistige Begegnung mit dem größten »sentimentalischen« Dichter zusammen. Er wurde für einige Zeit Schüler, ja »Sklave« Klopstocks. Dieser löste den »wahrhaft naiven« Gellert bei ihm ab, und er konnte ein Stück Weges mit ihm gehen.
In Schillers abschließender Rückschau wird Klopstock daher zuerst gewürdigt als der glänzendste Vertreter der *Ideendichtung*. Seine Sphäre, so wird festgestellt, ist das Ideenreich



und — da ein wirkliches Ideal nie erreichbar sein kann — *das Unendliche.* Mit den höchsten Ruhmestiteln wird er deshalb gefeiert: Ernst, Kraft, Schwung, Tiefe zeichnen alles aus, was von ihm kommt. Aber gerade hier setzt das Bedenken des späteren, auf seine Anfänge zurückblickenden Schiller ein: Klopstock *führe immer aus dem Leben heraus;* er »rufe immer nur den Geist unter die Waffen«; eine solche Haltung sei auf die Dauer keine Kraftquelle, sondern eine Gefahr; sie sei übermenschlich und darum nicht menschenmöglich. Schillers ganzes Drängen wird, sobald er den ersten Klopstock-Rausch überwunden hat, gerade auf die Entdeckung des *Menschen* gehen.

Von Klopstock werde der Mensch — so lautet Schillers späte Kritik — gerade davon abgehalten, seine Grenzen und Aufgaben *als Mensch* zu bejahen, und statt dessen in einer »immerwährenden Spannung des Gemüts« gehalten. Und das sei um so bedenklicher, als Klopstock in seiner Art so groß sei. »Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig wie seine Religion ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist.« Aber nun beachte man, wie Schiller fortfährt; denn darin liegt nicht nur seine spätere Stellungnahme, sondern es bezeichnet zugleich auch seine nächste Jugenderfahrung. »Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bange ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann ... Nur in gewissen exaltierten Stimmungen des Gemüts kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht und jede Grenze zu enge findet,

ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgetan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reich der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.«

Also die Zeit seiner Klopstock-Nachfolge war eine Zeit der Exaltation und jenes Hinausstrebens über das Leben und alle Grenzen hinaus, die wir aus dem ersten Faust-Monologe so gut kennen; denn auch Faust ist, wie Schiller selbst es einmal ausdrücklich festgestellt hat, ein »moderner«, »sentimentalischer« Mensch, dargestellt in all der inneren Notwendigkeit seiner Entwicklungen von dem »naiven« und realistischen, d. h. auch eine solche Wirklichkeit in ihrer individuellen Wahrheit erfassenden Dichter Goethe. Es muß daher ein naturgesetzlicher Schritt im Leben geschehen, wo man »in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt«. Nun bestand aber die Größe Klopstocks gerade darin, daß in ihm zugleich auch die Ansätze zur Überwindung der angedeuteten Gefahren lagen. Er war ja gar nicht nur der Messiasdichter und der seraphische Sänger Gottes. Er hatte zwei Seelen in seiner Brust, und eine davon »hielt sich an die Welt mit klammernden Organen«. Das war seine überschäumende Daseinsfreude, durch die er seine verzückten Verehrer gelegentlich so sehr enttäuschte. Und diese wirkt sich auch in seiner Dichtung aus, an der Schiller rühmt: »Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem ›Messias‹ stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivität bewiesen.«

Klopstock war also, wie Schiller ihn später sah und wie er den Ertrag seiner jugendlichen Begeisterung beurteilte, beides: Gefahr und Hilfe zu ihrer Überwindung. Denn seine Dichtung war »Schwärmerei«, welche die Natur nicht veredelt, sondern verläßt; sie war aber auch Veredelung, d. h. Entdeckung der wahren Natur, an Stelle der gemeinen Wirklichkeit. In Gedichten wie der Ode ›Der Zürcher See‹ konnte die nachfolgende Generation jenen idealen Realismus finden, in dem sich eines Tages Schiller und Goethe trafen. Ja, auch das, was man erst recht erobern mußte: ganzes volles Menschsein, das empfand man vorbildlich in Klopstock. Als Goethe in seiner dramatischen Satire die griechischen Helden des Euripides mit ihrem Verbalhorner Wieland abrechnen ließ (1773), rühmte seine Alceste gerade ihn im Gegensatz zu dem sentimental-modernen Wieland: ... »Euer Klopstock, der doch immer unter euch ein Mensch ist.« So konnte denn Schiller gerade an Klopstock in seine nächste dichterische Epoche hineinwachsen.

Über dieses Weiterkommen und das kritische Ringen mit seinem großen Vorbilde liegen uns einige Zeugnisse vor, mit denen wir diese Betrachtung schließen wollen. Dabei scheint in seiner Zustimmung zuerst der ›Messias‹ hinter die Oden zurückgetreten zu sein, und der christliche Gehalt hinter die dichterische Gestaltung. Das beweisen in der ›Anthologie‹ auf 1782 ein kleines Sinngedicht ›Die Messiade‹ und ein größeres: ›Klopstock und Wieland (als ihre Silhouetten neben einander hiengen)‹. Klopstock werde für ihn geschrieben haben, wenn er erst »überm Strome drüben« sein werde; für *Menschen* sei Wieland der rechte Dichter. Es ist deutlich, daß diese Wendung zum ironisch-freien Lebenskünstler, der dazu der berühmteste Schwabe auf dem Parnaß war, sich im weltanschaulichen Bereich vollzog.
Dagegen war die dichterische Auseinandersetzung mit dem

alten Vorbild viel schwieriger. Von den Besuchen, die der junge Karl Philipp Conz, Schillers einstiger Lorcher Spielkamerad, als Bebenhausener Seminarist 1782 in Stuttgart abstattete, erzählt er: »Einmal traf ich auf seinem Schreibtisch – er hatte meist wenige Bücher um sich her – Klopstocks Oden an, den Karlsruher Nachdruck. Als ich sie eröffnete, fand ich mit Befremdung, daß eine nicht gar unbeträchtliche Anzahl mit großen, quer ins Kreuz gezogenen derben Tintenzügen rein durchstrichen war. Als ich ihn lächelnd fragte, was dies zu bedeuten habe, sagte er: ›Diese gefallen mir nicht.‹ Ich blätterte nach und freute mich, daß meine Lieblingsoden: ›Der Zürcher See‹, die an Cidli, an Fanny, an Ebert, ›Wingolf‹ u. a. von dieser strengen Kritik waren verschont geblieben und sie doch meist nur diejenigen getroffen hatte, worin der Geist der Reflexion und eine oft grammatisch-wissenschaftliche Tendenz vor der eigentlich begeistert-lyrischen voranherrscht.« (Eine ähnliche Auswahl der schönen und anerkannten Oden gibt Schiller am Ende seiner großen Rückschau in den Aufsätzen ›Über naive und sentimentalische Dichtung‹.)
Von Conz stammt wohl auch ein anderer Bericht, in dem es heißt: »Ich erinnere mich, daß Schiller in seinem Exemplare von Klopstocks Oden in der Ode: ›So schweigt der Jüngling lange‹ nach den Worten: ›Ich liebe dich, mein Vaterland!‹ die übrigen Strophen durchstrich, weil sie den großen Eindruck sonst nur schwächten. ›Die Genesung‹ durchstrich er ganz, weil der Inhalt trotz der pompösen Worte doch nur sei: Wär ich nicht genesen, so wär ich gestorben und hätte meine ›Messiade‹ nicht vollenden können.«
Aber diese Kritik war zugleich ein schöpferisches Ringen. Ein dritter Bericht versetzt uns in den Vormittag von Schillers Flucht aus Stuttgart. Um zehn Uhr sollte nach der Abrede alles bereit sein, was aus Schillers Wohnung noch wegzubringen war, und der treue Genosse Streicher stellte sich

mit der Minute ein. »Allein,« so hat dieser erzählt, »er fand nicht das mindeste hergerichtet. Denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem letzten Besuch in dem Lazarett nach Hause zurückgekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen eine ihn schon oft besonders angezogen hatte und jetzt aufs neue so aufregte, daß er sogleich« – jetzt in einem so entscheidenden Augenblick! – »ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile mußte Streicher dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter, von seinem Gegenstand abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte.«

Katharina Kippenberg und Rainer Maria Rilke: Briefwechsel

Villingen, Augustmond 1919
(12. 8.)

Bester Freund!

Daß Sie an diesem Tage mir ›den graden Weg von Villingen nach Soglio‹ angeben – daß ich an Sie abgeben kann, was ist wie die Zwetsche vor dem Platzen. – Glücklich sag ichs – Worte wie Halde, Bergwiese, Vollmondschein, Tannenwald, Sternenhimmel, sie sind keineswegs ersonnen, sie sind erlebt. Seit früher Kindheit habe ich den Mond gefeiert – ein Fest der Nacht ist er, der in der Stadt die Steine fühlen macht, die ärmsten Dachkammern am meisten, doch alle alle mit Seligkeit beschenkt. Gestern verzauberte er Wald und Wiese zu einem glücklichen Geheimnis, ein Glanz lag auf dem Grase, man wußte nicht, wo solls hinaus, da flutete es gegen die Tannenwand. Die Tannen, die mächtigsten Geschöpfe jetzt der Erde, da das Tiergeschlecht elend klein geworden und

der Elefant fern von uns stampft, nahmen den Andrang, verwandt mit dem leidenschaftlichen Gewelle ihres herrlichen Körpers strahlend auf und nun flog der große Schuhu plötzlich in den Mondschein, so vollkommen lautlos, daß es zwei Vögel wurden, sein Schatten und er, beide schwebend auf dem Licht, es höhlend, schlagend und zerreißend mit dunklen Schwingen, wie ein Spiel der Nacht und des Satans. Nun fing er an zu wachen, während alles schlief, und flog, den Mondstrahl spukhaft um die mächtigen Flügel wirbelnd, schließlich in den Schatten der höchsten Tanne, wo er auslöschte. Und wir mischten uns ganz unter die Natur und badeten und tanzten im Mondschein auf der hellen Wiese, wie die spartanischen Jungfrauen, was mir immer so wunderbar erschienen ist – und wie wir selbst schimmerten und glänzten! – In hohen Augenblicken, kennen Sie es, Dichter – und wie kommts? – so als ob man fliegend, auffliegend gegen die Decke stößt – dieses Begehren nach dem Tod – ists die Prophetie, daß er eine Stufe zu noch höherem Kreise ist? –
Heute nun werde ich traurig und sage mir: was uns eine herrliche Ausnahme ist, ein Zustand, den wir nur durch Opfer, durch tagelange Entfernungen von unserm Wohnort herbeiführen können, das haben die Menschen vor hundert Jahren jeden Tag besessen. Ha, einen Grund hats ja auch, das innere Elend! Es mag ein Unterschied sein, ob, wo man erwacht, die Gardinen gebläht werden vom Sommerwind, der über Heu gelaufen, ob man zum Tagesgeschäft durch den Morgen mit seinen Ahnungen geht oder durch stundenlose Häusermauern. Der Morgen der Tanne, das ist ihr kühler, starker Atem, das ist der gute Geruch des heiligen Grundes, in den sie die Nacht über versunken war, ihr Mittag, das ist die warme Güte ihres Nadelduftes, ihr Abend der himmelblaue Stern über ihrer Spitze. – Nicht immer sichtbar, aber doch wirkend und seiend, so wehen Frühe, Luft und die leibhafte Feuchte des Erdbodens durch das Gedichtwerk jener

Zeit — heißgeliebte, teure Natur, Dank dir, daß du den größten Genius in einem Jahrhundert erwecktest, in dem es möglich wurde, ganz zu werden, was er war, das Göttliche vollkommen aus sich herauszurollen. —
Ich habe von Ihnen geträumt, lieber Freund. Erst gingen Sie unruhig auf und ab, dann waren Sie plötzlich weg. Dann fuhr aus hoher, blauer Luft etwas Leuchtendes grade Ihnen in den Schoß. Sie waren wieder da und — kennen Sie das so häufig geübte Kunststück des Zauberers, daß aus einem einzigen Papierstreifen ein ganzer Berg wird? — so schoß Glanz auf Glanz von dem Ding aus, immer dichter, immer dicker, auf uns alle zu, jeder nahm, jeder bekam, des Sprühens, Gebens und Wachsens war kein Ende. Ist das nicht ein schöner Traum? — Man kann ihn ja auch auf den Grünewald deuten, an den ich so fest geglaubt habe, — an den ich noch glaube. — — — Wenn Sie ihn schreiben, o so schreiben Sie hinein, daß das Beste des deutschen Menschen aus dem Walde kommt, ja, daß er seine Mutter war. So tief wie das Dunkel seines Dickichts, so ist sein Grauen und faustisches Suchen nach dem Ausgang, so willig und allem Samen offen ist sein Wesen wie der blumen-, moose-, sträucher- und bäumetragende Boden. Die alten Mystiker zogen die Tannen nach oben, den lyrischen und romantischen Zug hat er von den Waldwiesen mit murmelndem Quell. Abends braut schauriger Spuk zwischen den Bäumen, das war früher Rübezahl und wurde später E. T. A. Hoffmann und Josef Montfort. Im wörtlichsten Sinne: uns hat der Wald geschaffen, wie die (gewiß) gespenstische, scharfe, weiche Landschaft den Spanier, das edle Gebirge den Griechen.
— Wie begreifen wirs, was Sie über das ›Dumme‹ der Schweiz sagen, (für mich mit Ausnahme des Engadins) und über das Bergell, das Sie so herrlich schilderten. *Ja, ja!* Die Kastanien. Aber jetzt zürne ich ihm sehr. — Wenn Sie doch hätten hierherkommen können! — Einige Tage hier zusammen. —

Das erste Exemplar der ›Elli‹ ist schon für Sie bestellt. Haben Sie einen Brief von mir in die Münchener Revolution hinein bekommen, in dem ich weiß nicht was stand?
Mein Mann grüßt herzlich, er erholt sich zu meiner Freude gut, wie nötig hatte ers. Herzlich auch und dankbar

Ihre Katharina Kippenberg

Soglio (Bergell, Graubünden), am 17. August 1919
Sonntag

Gute, verehrte Freundin,
Gnade, daß Ihnen dies so rein erreichbar ist, diese Anschauung, die gleich darauf Andacht wird, unmittelbarstes Denken des Herzens an unsere unendlichen Verwandtschaften, Anschluß an das bewußtlos Freudige von Wiese und Baum und Mond, das sich nie besinnt und erst, gemeinsam, in Gott zu sich kommt. Erlebnis des Nacht-Vogel-Flugs, dem dann ein reinstes Blatt in uns aufgeschlagen ist, eine große Seite, auf die nichts anderes kommt. Und wie unser Gehör sich ausgegossen hat und ein reiner Becher ist, ein Maß-Becher, der sich anfüllt mit den durchhörigen Geräuschen der Nacht, hinter deren jedem die ganze Stille der Schöpfung zur Wahrheit wird. ›Erbauung‹ wie dieses Wort sich einem wiedergibt, kaum noch Wort, ein Raum voll Bedeutung im Dunkel des Mundes, der es ausspricht und zurückhält. Das ist ja nicht, daß wir *uns* erbauen, denn nach welchem Bilde — ? Aber das Ganze erbaut sich, das Sichtbare und Unsichtbare, und nimmt uns hinzu, sichtbar und unsichtbar wie wir sind; eingefügt-sein, das ist unsere Erfüllung, *mit* unserer Einsamkeit eingebracht sein ins Gemeinsame, dastehen in einer der Säulenordnungen Gottes, auf unsäglichen Unterbauten aufruhend nicht mit der Schwere des Herzens, nicht mit dem irdischen Gewichte des Todes, sondern die eigene Last auf-

lösend in Aufstieg und Trage-Lust: denn vielleicht ist das nächste Gebälk schon die Unterlage des Giebelfelds, der vollkommenen Krönung, der Herrlichkeit!
Was ich da schreibe, liebe Freundin, *Ihre* Begeisterung gibt mir die Vollmacht dazu, nicht, noch nicht, das eigene Ergriffensein, denn *mir* geht der Mond immer noch in einem Bilde vor, aus dem ich eigentümlich ausgeschlossen bin; wann wird sich das ändern? Ich bin eben langsam, aber die geistige Geduld gehört zu den Fähigkeiten, die ich mir leistend und dienend errungen habe, und so leb ich aus ihren unscheinbaren Vorräten. Aber hier ist so viel Vergünstigung für mich, das alte Haus, der melodische Garten, in dem man die Notenzeilen noch erkennt unter der verwilderten Musik seiner Blumen, und nun zu allem dieses Bibliothekszimmer (ich glaube ich beschrieb es Ihnen): Ähnliches müßte mir gewährt sein ein Jahr lang, aber mir allein; wie weiß ich das nun genau, seit ich hier bin, *was* mir not täte: so ein kleines Haus, in dem die Essenz angestammter Vergangenheiten das Menschliche darstellte (Bücher, Bilder von Generationen, der Geruch aus den Schubladen und der sanfte Staub, der aus irgend einem Hinschwinden stammt, das nicht zu entdecken ist), alles das als Ersatz, ein Jahr lang, für menschlichen Umgang –, und dafür die Dinge mit ihrer ununterbrochenen sublimen Mitteilung, dafür draußen der Garten, der tägliche Weg, auf dem kein anderer Schritt das grüne Zuwachsen aufschiebt, der Himmel über der umgrenzenden Mauer und in ihr vielleicht eine Nische, die einmal bemalt war, die einmal eine Steinfigur einrahmen mochte, eine Urne, was weiß man, oder die unten ein ausgetrockneter Brunnenstein abschloß, den der fröhlich sanfte Rand des Wassers innen gemildert hat ... (›Stimmen, Stimmen ...‹: erinnern Sie diese Stelle, in den noch immer unterbrochenen Elegien?)
Nun seit mir hier so Günstiges geworden ist, hoffe ich wieder ein wenig, es möchten sich bald irgendwo die Bedingun-

gen finden, zu denen ich jenes unverkenntliche Ja sage, wie damals zu dem einsamen Winter auf Duino ...
Sie nennen einen Brief, den Sie mir in die Münchner Revolution sandten. Mit Anstrengung erinner ich ihn, aber, wie konnte das geschehen, er ist mir völlig verdrängt gewesen, und ich kann ihn auch gar nicht beantworten. Denn aus Scheu vor der damals noch amtierenden Zensur, hab ich gar keine Korrespondenzen mitgenommen, sie liegen in München: bestimmen Sie selbst die Zahl der Vorwürfe, die ich mir für solche Nachlässigkeit zu machen habe.
Die zwei Zeilen am Schluß, die mir versichern, daß auch Dr. Kippenberg sich gut erhole, wiegen mir vieles Einzelne auf, was ich sonst noch zu erfahren mich gedrängt fühle; hoffentlich haben Sie noch einige Ferien-Zeit vor sich –, hier nimmt der Zudrang der Touristen sehr ab, und so möchte man jeden Tag erst recht anfangen.
In der Beilage, beste Freundin, ein Manuskript, vorgestern niedergeschrieben. Ich würde es gerne zunächst abgeschrieben haben; falls die Anregung zum Experiment, die es sich anmaßt, nicht ganz skurril ist, möcht ichs wohl in die Hände eines erfahrenen, zu solchem Versuche aufgelegten Menschen geleitet wissen. Oder, was meinen Sie?, sollte es meine Teilnehmung am ›Insel-Schiff‹ einleiten und sich von dort aus, sei es den Experimentator und Laboranten, sei es den – Romancier, herbeirufen? Da müßte es ganz als Anmerkung behandelt und nur R.M.R. gezeichnet sein. Zunächst aber erbäte ich zwei, drei Abschriften durch die ›Insel‹ (d.g.!), an die Sies gütigst weitergeben wollen. Grüße, viele, alle –,

Ihres Rilke

[Die im Brief erwähnte Beilage erschien unter dem Titel ›Ur-Geräusch‹ im ersten Heft des ›Inselschiffs‹, Oktober 1919; wieder abgedruckt im zweiten Band der ›Ausgewählten Werke‹.]



Leipzig, 15. Februar 24

LIEBER BESTER FREUND!

Mit großer Scheu trete ich heute vor Sie und bitte Sie, mir ganz aufrichtig zu sagen, ob die beifolgenden Blätter es wert sind, als Einleitung zur Festschrift für meinen Mann zu dienen. Eine Einleitung mußte ja geschrieben werden. Die es gut und richtig hätten tun können, hätten es nicht getan, und die es getan hätten, waren nicht die richtigen. So faßte ich mir denn ein Herz, in Masserberg damals. – Ich muß sagen, die Anwesenheit von Rilke und Hofmannsthal in demselben Bande, wenn auch durch so und so viel minores spiriti, Überschriften und leere Blätter getrennt, jagt mir solches Gruseln ein, daß ich ganz blaß werde, wie wenn ein gänzlich obskurer Klavierspieler an demselben Abend wie etwa Mozart auftreten sollte – ich muß lachen, aber ich möchte nicht belächelt werden, und so werden Sie mir schreiben ob –

Ich habe mich natürlich wieder über den Dichter ausgelassen, ich hätte viel, viel ausführlicher werden mögen. Daß aber mit dem dritten Dichter Sie *nicht* gemeint sind, werden Sie sogleich wissen, ich hätte über Sie in diesem engen Rahmen nichts sagen können. Den Satz mit den Ahnen habe ich nicht aus der 3. Elegie, sondern die Erblehre beschäftigt mich schon lange. – Ist es auch nicht an irgend einer Stelle unbescheiden? Das Geschreibe ist ganz jungfräulich, es hat es noch niemand gesehen.

Ich bin so unendlich glücklich, daß Sie besser sind. Es durfte auch gar nicht anders sein, Sie dürfen nicht von einer Krankheit an sich selber verhindert werden. Wieder in Muzot! – Wenn die letzten Wochen nicht so überaus angefüllt gewesen wären, so hätte ich längst gefragt, wie es geht. – Diese Wochen! Freund: Verdienst und Schuld sind in meinen Augen noch kindlichere Begriffe geworden – wenn der Tag nicht alle werden darf, weil zu viel Kraft ihn zu verbrauchen übrig bliebe, ist das lobenswerter Fleiß? wenn das einfach Zu-

sagende quillt und quillt, daß eine große Freude dasteht, überall, in jeder Stunde; wenn man in heißer Not gebadet frisch in den Tag tritt, sich ihm entgegenwirft, ihn erdrücken will — ich habe gedacht, zu großer Glückseligkeit gehöre eine große Ursache — (wenn auch vielleicht nicht immer die Liebe) — sie kann auch anders entstehen, die tausend kleinen Blumen machen die Wiese, die Wiese ist Glück. Wenn ich zur Insel gehe, morgens durchs Rosenthal, so trage ich durch die Kälte ein warmes Bündel Gedanken verschiedenster Art: Sie sollten unsere Tochter Jutta sehen, groß, schlank — sie tanzt und ich amüsiere mich auf den Bällen, wo sie ist und ich nicht, *viel* besser wie auf denen früher, wo ich war und sie nicht. Ich habe einen Zeisig, der ist so zahm, daß er vom Teppich aus auf meine ausgestreckte Hand fliegt, wo er eine Zeitlang drüber schwirrt, wie wenn man die Federn einer Kinder-Windmühle angepustet hat. Mit der Festschrift hatte ich die letzten Wochen das meiste zu tun. Die Briefe machen bereits einen strotzenden Soennecken-Apparat. Wenn die Manuskripte (die, auf die ein inneres Recht da war und ein Interesse auch der Verfasser) durch Mahnbriefe, Telegramme, Reisen (nach Berlin bin ich mit deswegen gefahren) glücklich angekommen waren, so war manchmal *so* viel zu redigieren, und manche Herren sind außerordentlich eitel und sie dürfen nicht merken, was zu ergreifen ist und was zu fliehn. Über dreißig Beiträge sind zusammengekommen, doch manche ganz kurz, die meisten sehr schön.
Nun sei noch das Erfreuliche erzählt, daß ich schon neun Impfungen der zweiten Kur hinter mir habe und daß die Reaktionen jetzt ganz schwach sind. Die Hypothese, von der ausgegangen ist, gewinnt die Stärke eines Beweises. Dr. Pfeifer heißt mein Retter, ich muß es wiederholen!
Lieber, bester Freund, schreiben Sie mir Ihre Antwort, Ihre offne Antwort, an folgende Deckadresse und das Manuskript gleich dabei — halt, ich lege ein Couvert ein. Mein Mann läßt

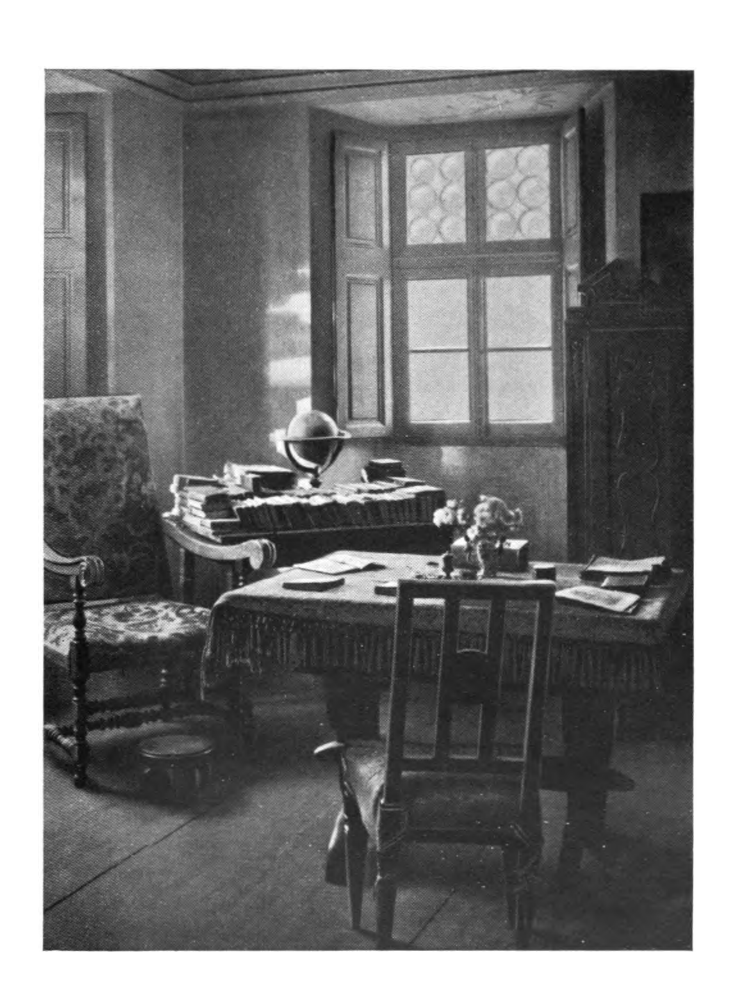
tausendmal grüßen und wenn das Frühjahr kommt, besuchen wir Sie – soll es das geben? Von Herzen

Ihre Katharina Kippenberg

Wie gefällt Ihnen der Titel? der Festschrift.

Château de Muzot s/Sierre (Valais) Schweiz,
am 18. Februar 1924

Verehrte und gute Freundin,
hier: ich habe die Ambition, rasch zu sein in diesem Fall, möglichst postwendend rasch. Und ich darf, angesichts Ihres Manuskripts, kurz sein. Es ist schön; es wird seinen Platz mit Bedeutung und Verantwortung einzunehmen wissen. Ich stelle es mir schon *dort* vor, als Zugang gewissermaßen zu dem festlich eröffneten Garten der Gesinnungen und den darin verteilten Lusthäusern und Gedächtnissen.
Es ist nicht zu bedauern, nein, daß niemand anderer die ›Anrede‹ leisten konnte, oder sich getraute, sie zu leisten. Denn nun kommt das unvergleichlich Ergreifende hinzu, daß Sie fähig waren, innerhalb der natürlichsten Nähe (und ohne diese je zu verleugnen und die Dimension zu fälschen) den reinen Abstand zu nehmen. Diese Genauigkeit, dieses glückliche Maß mitten im Mitwissen und Verbundensein, ergibt eine Perspektive, die die Verkürzung des langen Weges wirklich wie zur profilierten Tiefe eines Portals zusammenfaßt. Konnte man Angemesseneres wünschen?
Gewisse Stellen (wie der Eingang, mit dem man am liebsten eine Erzählung beginnen möchte –, oder die Zeilen, die das Allgemeine über das Entstehen von Dichtung enthalten) sind von vollkommener Arbeit, andere haben die nachdenkliche Ergiebigkeit Ihrer schönsten Briefzeilen; die Verbindungen sind sauber hergestellt, und das Ganze lebt irgendwie in einer bettinischen Gültigkeit, indem die Begeisterung überall, ins



Rilkes Arbeitszimmer in Soglio

Erlebnis elementar einbezogen, zu einem Beweis des Geistes geworden ist.
Für alles also — auch für den Titel — hätte ich Zustimmung. Ich schreibe heute, unter Deckung, nur das ganz Zugehörige, um die Gefahr auszuschließen, daß Sie mein Mitteilend-gewesensein gesprächsweise verrieten, ohne es wahrhaben zu dürfen. Alles Weitere bald in die Richterstraße. Nur dazu fehlt es mir an Geduld, liebe Freundin, den Aufschub auf die Freude zu erstrecken, mit der ich Ihre sich bewährende Genesung, auf unser Wiedersehen zu, begleite!
Und dann, gelegentlich, erinnern Sie mir doch noch einmal das genaue Datum unseres großen Geburtstags.

Ihr Rilke

Hans Carossa · Erste Begegnung mit der Insel

Es mußte mit meinem anämisch benommenen Zustand zusammenhängen, daß ich immer vieles wollte, wenig vollbrachte, überall suchte, nur selten dort, wo das Gesuchte zu finden war, und eine unüberwindliche Abneigung empfand, fremde Menschen anzusprechen oder gar um Rat zu fragen.
Über Frauenkrankheiten und Geburtshilfe las um die Jahrhundertwende in Leipzig Paul Zweifel, ein wahrhaft glänzender Lehrer, bei dem ich später auch promovierte. Zur Zeit meiner Ankunft hatte ich noch keine klare Vorstellung von seinen außerordentlichen Verdiensten, und als ich flüchtig und sehr zerstreut die Verzeichnisse der sämtlichen Vorlesungen durchsah, entschloß ich mich aufs Geratewohl, ein Privatissimum des Geheimrats Hennig zu belegen, ohne zu wissen, daß er steinalt, längst emeritiert und außerdem zu einem höchst verschrobenen Sonderling geworden war. Ich suchte lang nach dem Gebäude, in dessen Erdgeschoß er seine Vorlesungen halten wollte, und als ich es endlich fand, lag es

außerhalb des Medizinerviertels, ein bescheidenes Haus, in welchem auch eine Kleinkinderbewahranstalt untergebracht war. Eine evangelische Schwester von ungemein langer Statur mit verschlossenem gelblich dunklem Gesicht und brennend schwarzen Augen führte mich in das Zimmer, wo die Liste zum Einzeichnen auflag. Sie mußte aber Tinte, Feder und den sogenannten Inskriptionsbogen erst suchen. Dieser war vorderhand leer, und als ich eine Woche später zum Beginn der Vorlesungen erschien, stand mein Name noch immer als einziger auf der Liste. Zugleich bemerkte ich, daß dieses Kolleg nicht nur privatissime, sondern auch gratis war, und diese Bekundung der Vornehmheit schüchterte mich ein wenig ein. Ich fragte die Schwester nach dem Hörsaal, da glitt ein Lächeln um ihre Mundwinkel, sie sagte, der Herr Geheimrat lese meistens hier im Zimmer. Die Einrichtung war dürftig; an den kahlen Wänden hingen außer einem Kruzifix nur die Bilder des Königs von Sachsen und des deutschen Kaisers; in einer Ecke aber stand ein sogenanntes Phantom, das mir schon von München her bekannt war: es ahmte ungefähr einen weiblichen Unterleib nach und war zum Erlernen und Üben operativer Eingriffe bestimmt. Von den Studenten wurde es einfach die Lederhure genannt, eine Bezeichnung, mit der durchaus nichts Verächtliches gemeint war.

Indem ich überlegte, ob es nicht am Ende doch vernünftig wäre, meinen Namen auszustreichen und das Weite zu suchen, hörte ich draußen Schritte, und eine alte Stimme fragte nach kräftigem Räuspern: Ist er da?, worauf ein weibliches Organ erwiderte: Gewiß, Herr Geheimrat, der Herr ist soeben angekommen. Und nun trat ein eisgrauer, aber noch rüstiger Greis herein: Ich bin Geheimrat Hennig, lachte mich mit blauen Kinderaugen an, fragte nach der Herkunft meines Namens, schwärmte von einer italienischen Reise seiner Jugendzeit und drückte mir wie einem längst Erwar-

teten, bestens Empfohlenen die Hand. Mantel und Pelzmütze legte er auf das Phantom, lud mich ein, auf einem Stuhle Platz zu nehmen und begann sogleich, ohne weiter nach persönlichen Verhältnissen zu fragen, einen lebhaften Vortrag über Placenta praevia und die bedenklichen Folgen, die eine solche Verwicklung herbeiführen konnte, sprach von Verblutungsgefahr, Luftembolie, Fehlgeburten und dergleichen. Ich bemühte mich ehrlich, alles zu verstehen; aber seine Darlegungen waren für hohe Semester bestimmt, keineswegs für einen Neuling, der eben zur Not sein Physikum bestanden hatte, und so blieb das Meiste im äußeren Gehörgang liegen.

Eines Tages kam ein zweiter Besucher, ›bejahrt und noch Student‹, in würdevollem Gehrock, hörte, die Hände in den Hosentaschen, den Vortrag an, ging fort, ohne sich eingeschrieben zu haben, und kam nie wieder.

Es war Anfang November, das kleine Zimmer schon gut geheizt; ich sah zu dem Vorgärtchen hinaus, wo man den zahlreichen Knospen der hohen Rosenstöcke anmerkte, daß ihnen die Kraft fehlte, sich jemals zu entfalten; dafür schimmerten wilde junge Triebe ähnlich den Rosen selbst in einem achatenen Rot, und ein mächtiger Ahorn ließ gelbe Blätter auf sie niederfallen.

Daß diese Kollegienbesuche für mich wenig Sinn hatten, sah ich ein; aber den alten Emeritus, dem ich ein ganzes Auditorium ersetzen mußte, durch mein Fernbleiben zu kränken, hätte ich nicht über das Herz gebracht. Außerdem roch der kleine Raum auf eine heimweherregende Weise nach der gleichen sandigen Teerseife, die mein Vater in seinem Arbeitszimmer zu gebrauchen pflegte, und wenn ich je noch Fluchtgedanken hegte, so brachte mich die lange evangelische Schwester davon ab, die mich eines Morgens mit freundlich beschwörender Anrede festhielt: »Sie wissen es vielleicht gar nicht, wie sehr sich unser guter Herr Geheimrat über Ihre

regelmäßigen Besuche freut. Ach, er hat seit Jahren keine Hörer mehr gehabt, auch sonst ist er sehr einsam, die Gattin tot, die Kinder verheiratet, Ihr Ausbleiben würde ihn schwer enttäuschen. Und wenn Sie schließlich auch noch nicht alles und jedes verstehen, ein bißchen bleibt doch immer hängen. Es ist wahr, er liest nicht mehr in den großen Hörsälen wie Zweifel und Trendelenburg; dafür kann er Ihnen manches sagen, was Sie dort vielleicht nicht hören würden, und wenn Sie nach Jahr und Tag einmal in Leipzig promovieren sollten, o da hätte er auch immer noch ein Wörtchen mitzureden.«
Gewiß kam ich wieder, und unter den vielen unnützen Wegen, die ich im Leben gegangen bin, sind wenige, an die ich so gern zurückdenke. Noch sehe ich den Achtzigjährigen, wie er im strengsten Winter, einen grauwollenen Schal um den Hals geschlungen, die ehrwürdige Pelzmütze weit über die mächtige Stirn hereingeschoben, durch Schneegewirbel von seiner Privatwohnung hereinstapfte, jedesmal froh, mich anzutreffen. Dank einer glücklichen Blickverschiebung hält der junge Mensch die Dauer des Lebens für unbegrenzt, und ruhigen Gewissens versäumte ich manches wichtige Kolleg, um wöchentlich drei Mal früh um 8 Uhr jenes nur halbverständliche Privatissimum besuchen zu können.
Wenn dieser Morgengang mir nach und nach zu einer angenehmen Gewohnheit wurde, so hatte es freilich noch einen anderen Grund. Auf dem Weg lag nämlich eine kleine Buchhandlung, in der ich einmal einen anatomischen Atlas kaufen wollte. Im Laden stand hinter dem Pult ein kleiner verwachsener Mann, der mich an meinen Freund Hugo erinnerte, nur daß er sehr viel älter war. Er bedauerte, keine medizinischen Bücher zu führen und verwies mich an eine andere Buchhandlung, duldete jedoch, daß ich mich in seinem Geschäft ein wenig umsah und lächelte gewährend, wenn ich dann und wann einen Band in die Hand nahm und las. Vermutlich war er sparsam; er trug täglich die nämliche fertige

Halsbinde von braunem Leder, eine Art Dauerkrawatte, die er nie wechselte, jedenfalls nicht an Werktagen. Sein Lieblingsgebiet war das moderne schöngeistige Schrifttum, das er Belletristik nannte; doch zog er den Begriff ›modern‹ sehr weit, und in seinen Fächern standen Geibel, Heyse, Sturm und Bodenstedt friedlich neben Bierbaum, Dehmel, Falke und Liliencron. Unter den neuen Zeitschriften aber lagen einige Hefte stark wie Bücher, doch ungebunden, durch ihre Ausstattung von allen anderen Veröffentlichungen unterschieden. Bänder wie Notenlinien überliefen wellenartig den Umschlag, und auf den Wellen, in nicht ganz geschlossenen Ringen, sah man viele farbige Segelschiffchen in voller Fahrt. Betitelt war jedes Heft: Die Insel, Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder. Verse wie Prosa waren in klarer Antiqua auf schönes kräftiges Büttenpapier gedruckt, und wie aus verlorener Heimat grüßten die Namen der Dichter, die mir in München durch den unersetzlichen Prometheus lieb geworden waren, Liliencron, Dehmel, Strindberg, Bierbaum, Falke. In welchem Ansehen sie bei uns jungen Leuten standen, war mir vor kurzem noch bewußt geworden, als Bierbaum im Münchener akademisch-dramatischen Verein beim Vorlesen einer seiner eigenen erotischen Dichtungen so stark lachen mußte, daß er ziemlich lang nicht weitersprechen konnte. Vor lauter Respekt erlaubte sich keiner von uns mitzulachen, was für ihn etwas peinlich gewesen sein mag.
Als bedeutende Namen leuchteten in der Insel Maeterlink, Schroeder, Hofmannsthal und Wedekind auf, und von diesem las ich zunächst nur den ›Prolog zum Erdgeist‹, der mich durch seine Verherrlichung der Zirkuswelt und seine höfliche Verhöhnung des bürgerlichen Publikums entzückte. Zu der geheimnisvollen Erzählung ›Mine-Haha‹, die mir später einen besonders nachhaltigen Eindruck hinterlassen sollte, gelangte ich damals noch nicht. Mächtiger als andere

Zeitgenossen wühlte Dehmel durch die glanzvollen triumphierenden Rhythmen seines Romans in Romanzen den jungen Menschen auf, der das Leben wenig kannte und gern bereit war, die eigenen Schicksale, besonders die vom Dämon Eros über ihn verhängten, zu Weltereignissen hinaufzusteigern. Wenn ich also noch bewundernd fortfuhr, mich in Dehmels Art und Sprache zu versuchen, ja seine Gedichte gewissermaßen nachzuerleben, so mochte sich doch zuweilen eine Ahnung regen, daß es für mich auf diesem Wege kein Weiter gab, ja daß ich einen sehr viel bescheideneren und nüchterneren Ton würde anschlagen müssen, wenn der eigene Keim, der möglicherweise in mir verborgen lag, zur Entwicklung kommen sollte.
Der freundliche Buchhändler, der mir bei jedem Besuch gewogener wurde, schien mit dem Absatz der schönen neuen Zeitschrift nicht recht zufrieden. Er machte auch kein Hehl daraus, daß er sie eigentlich nur für eine kostbare Merkwürdigkeit hielt, und da ihm nicht entgangen war, daß mir unendlich viel an dem Besitz der Hefte lag, überließ er sie mir freiwillig für die Hälfte des Preises, der unter dem Titel angegeben war. Außer von Goethes Werken, zu denen ich immer wieder zurückkehrte, hab ich auch wirklich in meinen Leipziger Jahren außerordentlich viel von den Beiträgen der Insel gewonnen, worüber noch berichtet werden soll.

Reinhold Schneider · Rouen

ÜBER den Türmen der Kathedrale kämpft das Licht mit dem Nebel, der nachts mit dem Fluß in die Stadt strömte und sie bis zu den höchsten Giebeln und Zinnen überschwemmte; wenn ein Strahl das Gewoge zerteilt, wirft er eine breite Lichtbahn von den Türmen herab, und dann und wann ist der hochragende Bau von einer Strahlenkrone umleuchtet,

als wolle das Heilige, das er bewahrt, sich offenbaren. Aber dann wälzen sich Nebelwolken zwischen den Vierungsturm und die Westtürme; sie sinken bis auf das Kreuz in der Mitte nieder, und es scheint, das Licht habe den Kampf für diesen Tag verloren. Es dunkelt auf dem Platz und den Gassen; aus ferner Höhe, wie aus dem Unsichtbaren, schwebt der Stundenschlag herab; die Orgel tönt geheimnisvoll wie in einem verschlossenen Berge, und das eine oder andere Fenster, hinter dem die Kerzen vor einem Seitenaltare brennen mögen, gewinnt einen helleren Schein. Die Feuchtigkeit beschlägt die Steine; und die Häuser und von farbigem Dämmer erfüllten Höfe sind das Rinnen und Tropfen gewohnt. Es ist, als spähten und lauschten die Drachen und Greife an den Türmen und Ecken mit weit vorgereckten, gebogenen Hälsen auf den Regen; und all dem absonderlichen Getier, das an den Türmchen und Ziergiebeln des Palais de Justice niedergleitet, scheint nur wohl zu sein, wenn ihm der Regen über den Rücken fließt.
Die Mächte der Tiefe haben ihren Anspruch auf die Stadt nicht so bald aufgegeben, wenngleich der durch die Gnade mächtige Bischof Saint Romain den Drachen, der hier hauste, mit seiner Stola fesselte; damit hat wohl die eigentliche Geschichte Rouens begonnen, nachdem schon die Römer hier eine Provinz beherrschten und frühe, verschollene Heilige auf den Hügeln über der Seine dem Herrn dienten und für ihn litten und ihm die ersten schüchternen Kirchen bauten. Das Ende der Römerherrschaft zeigte sich an, als ein Soldat, von der Friedensbotschaft des Erlösers ergriffen, seine Waffen vor dem Tribun niederlegte und der Henker, der den Abtrünnigen enthaupten sollte, erblindete; damals wechselten die Gestirne, wurde das Neue, das bisher undenkbar gewesen, mit einem Male möglich. Aber der Kampf des Heiligen mit dem Unheiligen, des Bischofs mit dem Drachen, der Erwählten mit dem Bösen, des Menschen mit dem Versucher ist doch der wahre Inhalt der Geschichte Rouens; und

darum ist sie ein Sinnbild aller Geschichte, die in immer größeren, in das Jenseits hinüberschwingenden Kreisen im Schicksal der Menschen, der Städte, Länder und Völker diesen Kampf wiederholt. Alle Kreise sind, nach einem Plane, den kein Mensch ermißt, aufeinander geordnet, bis mit der Vollendung des letzten, größten Kreises der Völkergeschichte der Kampf beschlossen wird und das Heilige siegt. Freilich triumphiert es nicht nur in denen, die auf sichtbare Weise das Ungetüm bezwingen; es siegt auch in denen, die das verborgene Opfer bringen in der Geschichte, und bereitet sein Reich vor in Seelen, deren Licht nicht leuchten wird vor dem Jüngsten Tage.

So würden wir der Stadt Unrecht tun, wenn wir derer nur gedächten, deren Lohn Ruhm oder Schande war; was sie erfahren haben, das haben sehr viele Unbekannte erfahren, indem sie mit den Helden der Geschichte oder gegen sie handelten, mit ihnen hofften oder sich von ihnen abwendeten; die Schicksale der Großen stehen für die Schicksale der namenlosen Einwohner von Rouen, die zwischen den herrischen Schlössern und hochgetürmten Gotteshäusern, den Bastionen und Abteien von ihrer Zeit auf die Probe gestellt wurden und diese in Furcht und Zittern bestanden haben oder an ihr versagten. Wievielen mochte es ergangen sein wie dem Bischof Pretextat, der den Zorn des Frankenkönigs Chilperich erregte und in der Hoffnung, des Königs Verzeihung zu erlangen, einem falschen Ratgeber folgte und eine Schuld auf sich nahm, die er nicht begangen hatte! Der Bischof wurde verbannt; in der Einsamkeit einer kleinen Insel bei Coutances mag er bereut und sich gewandelt haben. Nach des Königs Tode kehrte der Verbannte nach Rouen zurück, wo Fredegunde, Chilperichs Witwe und Mörderin, herrschte; der Seelenhirte mahnte sie, ihren Wandel zu ändern, und zog sich ihren tödlichen Haß zu. So traf ihn der Dolch eines gedungenen Mörders an einem Februarmorgen, als er mit

seinen Geistlichen in der Kirche sang; und da die Königin es wagte, an das Lager des Sterbenden zu treten, kündigte ihr Pretextat das Gericht an für all das Blut, das sie vergossen. Er hatte sich aus Schwäche an der Wahrheit versündigt und sich für schuldig bekannt, ohne es zu sein; aber dann verstand er die Gnade, die der Herr ihm erwies, als er ihn noch einmal auf den Schauplatz der Geschichte rief; er unterstellte sich der Wahrheit und starb für sie.
Der Strom fließt breit und silbrig unter den hohen, im Dunste schimmernden Uferhügeln dahin; er ernährte die Stadt und trug ihre Schiffe dem Meere zu; er mußte sich auch den Ruderschlag der Normannen gefallen lassen, die in ihren flachen, schwarzen Booten die Seine hinauffuhren. Als Rollo, der sie führte, ans Land sprang, hatte Rouen Herren gefunden, die es nicht mehr sollte abschütteln können; der Eroberer errichtete seine Türme am Strom und riegelte ihn ab, doch Stadt und Land nahmen ihn in Pflicht: langsam erzogen sie das wilde Herrschergeschlecht und seine Untertanen. Die Normannen mußten es lernen zu verwalten, statt zu rauben, zu dienen statt zu schweifen, zu verteidigen statt zu verheeren; sie lernten beten und bauen, bis Kraft und Kühnheit, die ihr Erbe waren, die Stadt veränderten und ihr Türme und Hallen schenkten. Nun wuchsen die großen Formen empor. Zweihundert Jahre, nachdem die Nordmänner das Land in Besitz genommen und seiner schweren Schule sich unterworfen hatten, fuhren sie aus, um endlich wieder zu wagen und zu streiten; und vielleicht waren sie doch dieselben geblieben in dieser langen Zeit. Wohl waren sie listiger und klüger geworden; wohl wußten sie sich den Formen der Welt zu bequemen; wohl richteten sie das Steuer auf das nächste Ziel – nicht mehr auf ein fernes ungewisses –: auf den hellen Strand Englands. Aber Wilhelm der Eroberer war von Rollos Art, wenngleich es vielleicht einen größeren Sinn erforderte, ein Stück Land zu ergreifen und ihm zu

dienen, als ein neues Reich zu gewinnen: Rollo unterwarf sich einer Ordnung, die dem Stamme fehlte; Herzog Wilhelm machte sich, kraft der erworbenen Zucht, wenigstens für einen Augenblick frei.

Aber wie fern ist der Stadt diese Geschichte der Macht! Lang ist das Normannenreich versunken, dessen Hauptstadt sie war; sie hat keine andere Stimme mehr als die mächtige, dunkle der Glocken, die durch den Nebel hallen; ihr höchster Ruhm ist doch der Ruhm des Heiligen geblieben, das sich in ihr vollendete, und des in ihr beheimateten Geistes. Die Geschichte der Macht ist nur der Schauplatz der Seelengeschichte; was mochte es endlich für die Seele des kühnen und listigen Herzogs Wilhelm bedeuten, daß nach langem Harren seine ungeduldigen Schiffe hinübergetrieben wurden an Englands Küste? Ob dieses Glück nicht nur Probe war? Ob es nicht doch der Versucher war, der ihm zuflüsterte, er solle England gewinnen, – auf das er kein Recht hatte? Ob der Versucher nicht neben ihm stand auf dem Schiff und der Herzog somit in seinem höchsten, kühnsten Augenblick unterlag? Am Ende verdroß ihn selbst die lärmende Geschäftigkeit im Hafen zu Rouen, die er einstmals gewiß geliebt und gefördert hatte; er ließ sich aus dem Schloß in ein Kloster auf der Höhe bringen und starb hilflos, der Macht entkleidet, verlassen von seinen Dienern und seinen Erben.

In einem jeden Stundenschlag ist der Vorklang des Gerichts; alle Zeit will gemessen werden an der Ewigkeit, ein jeder Augenblick fordert das Leben der Seele für sich. Über die altersgebeugten Dächer hinweg antworten die Glocken von St. Ouen den Glocken der Kathedrale; dort, in der langen, hochstrebenden Abteikirche, die der stumme Gesang des Steins, der Bogen und ineinander hallenden Gewölbe erfüllt, flügelt ein Taubenpaar zwischen den Pfeilern; die Tauben lassen sich zu Füßen des heiligen Bischofs Remigius nieder, auf dessen Schulter eine steinerne Taube sitzt; sie hat ihm

das heilige Öl aus der Himmelshöhe gebracht, das die Könige Frankreichs heiligen sollte bis in die fernste Zeit. Und vielleicht warten die Tauben der Höhe seit langem wieder auf den heiligen Mann, auf dessen Schulter sie sich setzen dürfen.

Einst mußte der Erzbischof von Rouen die Nacht vor seiner Thronbesteigung in St. Ouen verbringen; am andern Morgen geleiteten ihn die Mönche zur Kathedrale. Er ging barfuß; vor dem Ziele erwartete ihn die Geistlichkeit, und nun wurde er an seinen Tod erinnert und an die Hinfälligkeit des ihm anvertrauten Amtes: »Nous vous le donnons vivant; vous nous le rendrez mort«, sagte der Abt zu den Priestern. Und später, wenn des Bischofs Lebenszeit abgelaufen war, brachten ihn die Priester den Mönchen von St. Ouen zurück; sie trugen dem Toten so viele Kerzen voraus als seine Amtswaltung Jahre zählte. Nun ward der Kreis geschlossen, das gegebene Versprechen eingelöst, und der Tote durfte dort eine Nacht wieder ruhen, wo er als Lebender einst die letzte, vom Hirtenamte noch nicht beschwerte Nacht verbracht hatte: »Vous nous l'avez donné vivant; nous vous le rendrons mort.«

Der Fluß hatte die Eroberer gebracht, und er hatte Herzog Wilhelms Leichnam auf dürftiger, gemieteter Barke wieder fortgetragen; er wußte auch von der verborgenen Schuld des ungebändigten englischen Königs Johann, der den jungen Thronerben Arthur, nachdem er ihn vergeblich wegen des Verzichtes auf den Thron bedrängt hatte, nachts aus seinem Verlies an der Seine auf ein Boot schleppte und dort mit dem Schwerte tötete. Wohl strudelte der Strom des Gemordeten Leichnam dem Meere zu; aber die Schuld wirkte fort; Johann verspielte sein Reich und sein Ansehen, und der französische König Philippe Auguste machte sich zum Anwalt des Ermordeten, berannte die Stadt und nahm sie endlich. Er schleifte die Burgen der Normannen und türmte sein eigenes

Schloß auf, nicht mehr am Fluß, der den Fremden gedient, sondern auf der Uferhöhe hinter der Stadt: hier konnte er Strom und Stadt überschauen und beherrschen und sie mit seinem Reiche verbinden. Aber auch dieser Sieg der Könige Frankreichs war nur eine Probe: würden sie Recht tun mit ihrem Gewinn? Und vielleicht ist die Antwort auf diese Frage weit furchtbarer als die Geschichte der Normannen: von dem Schloß Philippe Augustes steht nichts mehr als der wuchtige, lichtlose Turm, in dem Jeanne d'Arc gefangen war.

Mit ihr ist das vollkommen Reine einmal eingetreten in die Geschichte, um in der Geschichte zu wirken und in ihr sein Schicksal zu erleiden. Wer unter allen, die in Jahrhunderten mächtig waren, kann es wagen, ihr dieses Bekenntnis nachzusprechen: »Dieu a toujours été le maître en ce que j'ai fait, le diable n'a jamais eu puissance en moi.« Jeanne lebte nicht wie andere Menschen auf der Erde; sie war gesendet und begehrte wieder heim: »Je viens de par Dieu, je n'ai que faire ici, renvoyez moi à Dieu, dont je suis venue.« Aber einst hatte der Bischof Saint Romain den Drachen besiegt; nun siegte der Drache über Pierre Cauchon, den unseligen Bischof von Beauvais. Denn nicht um die erklügelten Fragen ging es ja endlich in dem tragischen Verhör in dem Bischofsschloß, dessen lange finstere Mauer noch immer die Nordseite der Kathedrale wie ein Schild bedeckt; es ging um den heimlichen unerbittlichen Kampf des Unheiligen gegen das Heilige, der mit dem Siege des Heiligen im Tode entschieden wird. In dem Augenblick, da das Unheilige triumphiert, hat sich das Heilige leidend vollendet; und sein sachte ausstrahlendes, immer mächtiger werdendes Licht kann nicht verborgen bleiben. So hat die Stadt einen Tag erlebt, der in seinem furchtbaren Doppelsinn als Tag des Frevels und Tag des Heils ohne Beispiel ist; auf dem alten Markt, hinter den Hallen waren die drei Gerüste aufgebaut für den Kardinal

von England, für den Prediger, die Richter und die Verurteilte und für den Scheiterhaufen, dessen Höhe erschreckte. Jeanne d'Arc verfluchte die Stadt nicht, als sie dahin gefahren ward; sie beklagte sie nur: »O Rouen! Rouen! Dois-je donc mourir ici?« Und als sie das Kreuz ergriffen hatte, das ein Engländer aus einem Stocke gefertigt, und die ungeduldigen Soldaten auf die Hinrichtung drängten, klagte sie noch einmal: »O Rouen! tu seras donc ma dernière demeure!« Ihr Herz freilich, so berichtet der Chronist, konnten die Engländer nicht verbrennen; sie warfen es in den Fluß, der so viel Schuld schon verborgen, so viele Frevler und Richter schon herangetragen hatte. Und nur dieses Herz hätte uns das Letzte sagen können von der an Jeanne d'Arc ergangenen Sendung, die sie zur Geißel und zum Zeichen machte. Eine jede Sendung ist eingeschlossen in ihre Stunde und kann in keine andere übertragen werden. Sie kann nur vom Ursprung hereinbrechen in die Zeit, nur von ihm her ist sie in unangreifbarem Rechte.

Vor diesem Tage wird alles klein, was die Stadt schon erlebt hatte, was sie noch erleben sollte; vergeblich hatte der stolze englische König Heinrich V. aufs neue Schlösser an der Seine gebaut, mit normannischer Beharrlichkeit an den Ort zurückkehrend, wo die Ahnen gelandet waren; seine Nachkommen mußten die Mauern verlassen, die endlich wieder gebrochen wurden. Der kluge Henri IV. hielt nach seinem Siege eine Rede im Stadthause und ließ Gabrielle d'Estrées sich hinter dem Vorhang verstecken, damit er nicht für die steifen Väter der Stadt, sondern für Gabrielle spreche und damit so gut, als er nur vermöchte. Noch immer wechselten, stritten sich die Herren; die Herzogin von Longueville sammelte die Macht der Fronde in Rouen; aber von Mazarin und seiner Mutter geführt, zog der zwölfjährige Ludwig XIV. in die Stadt und verpflichtete sie sich aufs neue mit der geheimnisvollen Macht ererbten Königtums.

Gesichte und Schatten leben in den Straßen und Häusern, und so könnte der Dichter selbst zum Gesicht werden, der hier geboren wurde und zwei Menschenalter hier verbrachte. Noch steht die dunkle Marmortafel in der gewaltigen gotischen Halle des Palais de Justice, an der Pierre Corneille saß als avocat du roi; noch wendet sich die königliche Treppe, die er beschritt, hinab in den weiten offenen Hof. Und wenn es dunkelt und die müden Häuser sich noch fester in den Nebel hüllen; wenn die Stundenschläge einander rufen und antworten, wie einstmals die Wächter auf den Mauern es getan: dann sind die unfaßbare Stille und der Ernst erfüllten, streng geordneten Lebens vielleicht wieder spürbar, aus denen sich das Gedicht erhob. Der Dichter ging an den Hallen vorbei über den alten Markt, vorüber an der Stelle, wo der Normanne Richard, Rollos Enkel, ein Schloß erbaut hatte, das wieder verschwand, an der Pfarrkirche St. Sauveur vorüber, die gleichfalls nicht dauern sollte, und an dem Ort, wo Jeanne d'Arc in den Flammen ihr Haupt senkte und den Namen des Herrn zum letzten Male rief; er schritt in der schmalen Straße hinter dem Platze an der Mauer seines Grundstücks hin, vorüber an dem Hause seines Bruders Thomas, das sich an das seine lehnte, und stieg die enge gewundene Treppe hinauf; hier oben, hinter der doppelten Reihe geschlossener Läden, am glosenden Feuer war er allein mit den großen, unsagbar fremden Gestalten seines Traumes. Denn was hatte dieser Traum gemein mit der hochgebauten Stadt draußen, den strebenden Hallen der Kirchen und mit der Geschichte dieser Stadt, in der das Heilige mit dem Unheiligen kämpfte? Die Gestalten des Dichters liebten die Klarheit bewußten Willens; nicht vom Traum, dem Jenseits und der Tiefe waren sie gefangen, und sie beteten auch nicht, wie der Dichter betete in seiner nahen Pfarrkirche; sie unterstanden der Pflicht und kannten kein größeres Leid, als der Pflicht nicht gehorchen zu können, kein

größeres Bangen, als sie zu versäumen; sie litten nicht an sich selbst, sondern allein am Gesetz, und suchten ihren Ruhm in der Hingabe an das schwerste Gebot, das überpersönliche Leben. Aber die mächtige, nie wieder gesprochene Sprache, die den Dichter in dem engen Hause der Rue de la Pie überfiel, war doch eine Antwort auf das, was draußen geschehen war: sie kündete die Not des Menschen, der in der Geschichte, und das heißt zwischen unausweichlichen Entscheidungen, steht; sie erweckte die Bereitschaft, in dieser Not die letzten Wünsche des Herzens zu opfern und unter zwei Entscheidungen die schwerste zu treffen.

So wird auch Corneilles Stimme zur Stimme der Stadt mit den Glocken und Gebeten, die freilich in höhere Räume dringen; auch ihn hat die Geschichte gerufen, daß er sich bewähre. Und wie der Dichter, so waren die Heiligen und Mächtigen der Stadt von einem Drama eingefordert, das ihnen in erhabenem Ernste die Freiheit des Handelns ließ und doch die eine und richtige Entscheidung von ihnen erwartete für alle Ewigkeit. Die Bischöfe und Bekehrer und die von Grauen beschattete merowingische Königin, Herzog Rollo, der im Südturm der Kathedrale schläft, und sein Sohn Wilhelm Langschwert, der ihm gegenüber im Nordturm ruht, der Eroberer, dessen armen Leichnam die Diener plünderten, Richard von England, das Löwenherz, dessen ungestümes Herz ein Schrein in der Kathedrale bewahrt, sein Bruder und der wehrlose, gemordete Königsknabe, die Kaiserin Mathilde, Heinrichs V. Witwe, die eine Brücke über die Seine baute, Pierre Cauchon und die Prälaten und Gelehrten, die im Bischofspalast zu Gericht saßen über die Heilige, der englische Gouverneur und die Wächter, die Kirchenfürsten und großen Herren, deren Denksteine der Chor der Kathedrale birgt, und all die unbekannten Toten, die hinter St. Maclou und vor den Mauern von St. Vincent und unter den Türmen von St. Ouen schlafen: sie alle waren zwischen den Herrn

und den Versucher gestellt, der nur über das Mädchen von Domrémy keine Gewalt hatte. Und wie wäre der Dichter auszunehmen, dessen Wort mitbildet an den Schicksalen? Aber um der Einzigen willen wurde die Stadt des Frevels zur heiligen Stadt; wohl klagte Jeanne auf ihrem letzten Wege darüber, daß sie in Rouen sterben müsse, vielleicht aber bedurfte Rouen mehr als andere Städte des Gebetes der Heiligen und ihrer Schutzherrschaft. Und wie das Ringen des Lichtes mit dem Nebelgewoge über den Türmen an einem jeden Tage wieder beginnt, so mag das Gebet der Schutzherrin ringen mit der Seelennot der Toten, die nachts oft furchtbar herandringt aus den Gassen und dann wieder durchlichtet wird von der reinen Kraft der Höhe.

Federico García Lorca · Zigeuner-Romanzen

Aus dem Spanischen übertragen von Enrique Beck

Romanze vom Monde, vom Monde

LUNA kam herab zur Schmiede,
der Turnüre Bausch aus Narden.
Und das Kind beschaut, beschaut sie.
Und es schaut sie an das Kind.
In dem leis gerührten Winde
rühret Luna ihre Arme
und sie zeigt voll Lust und Reinheit
ihrer Brüste hartes Zinn.
›Fliehe, Luna, Luna, Luna.
Wenn jetzt die Zigeuner kämen,
machten sie aus deinem Herzen
Halsgeschmeid und weiße Ringe.‹
›Laß mich, Kindchen, laß mich tanzen.
Wenn dann die Zigeuner kommen,





Federico García Lorca · Bildnis von Mareno Villa

finden sie dich auf dem Amboß,
deine Äuglein fest geschlossen.‹
›Fliehe, Luna, Luna, Luna,
denn ich hör schon ihre Pferde.
Laß mich, Kind, stapf mit den Füßchen
nicht auf mein gestärktes Weiß.‹

Näher rückte her der Reiter
und er schlug der Ebne Trommel.
In der Schmiede liegt das Kind,
beide Augen fest geschlossen.

Den Olivenhain durchbrachen
– Traum und Bronze – die Zigeuner.
Ihre Häupter hoch erhoben
und die Augen halb geschlossen.

Wie das Käuzchen klagt im Baume,
ach, wie klagt es so im Baum!
Luna zieht dahin am Himmel,
hält an ihrer Hand ein Kind.

Die Zigeuner in der Schmiede
weinen, stoßen Schreie aus.
Und der Wind bewacht, bewacht sie,
Wache hält bei ihr der Wind.

Somnambule Romanze

GRÜN wie ich dich liebe, Grün.
Grüner Wind. Und grüne Zweige.
Barke auf des Meeres Wasser
und das Pferd in hohen Bergen.



An der Balustrade träumt sie,
Schatten gürtet ihre Lende,
grüne Haut und grünes Haar,
Augen ganz aus kaltem Silber.
Grün wie ich dich liebe, Grün.
Unter dem Zigeunermonde
sehen sie die Dinge an,
welche sie nicht ansehn kann.

Grün wie ich dich liebe, Grün.
Große Rauhreifsterne kommen
mit dem schmalen Schattenfische,
der dem Morgendämmer Bahn bricht.
Seine Brise reibt der Feigbaum
an der Haihaut seiner Zweige;
seine spitzigen Agaven
sträubt der Berg, der dieb'sche Kater.
Doch wer kommt wohl? Und von wannen ... ?
An der Balustrade bleibt sie,
grüne Haut und grünes Haar,
träumend in dem bittren Meer.
›Tauschen möchte ich, Gevatter,
meine Stute für Ihr Haus
und mein Zaumzeug für den Spiegel,
für mein Messer Ihre Decke.
Blutend komme ich, Gevatter,
von den Bergespässen Cabras.‹
›Wenn ich das, mein Junge, könnte,
schlöß mit dir ich diesen Handel.
Aber ich bin nicht mehr ich,
und mein Haus ist nicht mein Haus mehr.‹
›Will, Gevatter, schicklich sterben,
wenn es geht, in meinem Stahlbett
mit den holländischen Laken.

Siehst du meine Wunde nicht
von der Brust bis her zur Kehle?‹
›Dreimalhundert dunkle Rosen
schmücken dir dein weißes Vorhemd.
Ringsherum um deine Schärpe
sickert dir und riecht dein Blut.
Aber ich bin nicht mehr ich,
und mein Haus ist nicht mein Haus mehr.‹
›Laßt mich wenigstens doch steigen
zu den hohen Balustraden;
laßt hinauf mich!, laßt mich steigen
zu den grünen Balustraden.
Zu des Monds Geländersäulchen,
wo des Wassers Tropfen nachhallt.‹

Und die zwei Gevattern steigen
zu den hohen Balustraden.
Lassen eine blutge Spur.
Lassen eine Tränenfährte.
Kleine Blechlaternchen bebten
auf den Dächern. Und des Morgens
Dämmrung ward erfüllt von tausend
Tamburinen aus Kristall.

Grün wie ich dich liebe, Grün.
Grüner Wind und grüne Zweige.
Die Gevattern stiegen beide.
Einen sonderbarn Geschmack
von Basilienkraut, von Galle
und von Minze ließ der lange
wehnde Wind in ihrem Mund.
›Sag mir doch, Gevatter, wo,
wo ist deine bittre Tochter?‹
›Wievielmal sie deiner harrte!

Harrte deiner, ach, wie oft!,
frisches Antlitz, schwarzes Haar,
an der grünen Balustrade!‹

Auf dem Antlitz der Zisterne
wiegt' sich die Zigeunerin.
Grüne Haut und grünes Haar,
Augen ganz aus kaltem Silber.
Und ein Mondeseiszapf hält sie
überm Wasser. Traulich wurde,
wie ein kleiner Platz, die Nacht.
Trunkene Zivilgardisten
schlugen polternd an die Tür.
Grün wie ich dich liebe, Grün.
Grüner Wind. Und grüne Zweige.
Barke auf des Meeres Wasser.
Und das Pferd in hohen Bergen.

Die untreue Frau

UND ich nahm sie mit zum Flusse,
glaubte, sie sei noch ein Mädchen,
doch sie hatte einen Mann.

In der Nacht auf Sankt Jakobus
wars und fast wie abgemacht.
Es erloschen die Laternen,
und die Grillen fingen Feuer.
Bei den letzten Häuserecken
rührte ich an ihre Brüste,
die sich leicht im Schlummer wiegten,
und sie blühten für mich gleich
auf wie Hyazinthensträuße.

Ihres Unterrockes Stärke
raschelt' mir im Ohr wie Seide,
aufgerissen mit zehn Messern.
Ohne Silberlicht in ihren
Kronen warn die Bäume höher.
Und ein Horizont von Hunden
kläffte – weit entfernt vom Fluß.

Als wir nun die Brombeersträucher,
Binsen und die Weißdornbüsche
hinter uns gelassen hatten,
höhlte ich den feuchten Sand
unter ihres Haares Fülle.
Ich entledigt mich des Halstuchs.
Sie entledigt sich des Kleides.
Ich des Gurts mich mit Revolver.
Sie sich ihrer drei, vier Leibchen.

Narden nicht, nicht Blütenmuscheln
haben solche feine Haut,
selbst Kristall, darauf der Mond,
schimmert nicht mit solchem Glanz.
Ihre Schenkel schlüpften mir
fort wie aufgescheuchte Fische,
halb voll Feuer, halb voll Frost.
Ich durchrast in jener Nacht
aller Wege schönsten Weg,
ritt ein Füllen aus Perlmutter
ohne Zaumzeug, ohne Bügel.
Will, als Ehrenmann, nicht sagen,
all das, was sie mir gesagt hat.
Die Erleuchtung des Verstandes
heißt mich sehr bescheiden bleiben.
Brachte fort sie dann vom Fluß,



unrein ganz von Sand und Küssen,
während mit der Luft gewandt
sich der Lilien Schwerter schlugen.

Ich benahm mich wie ich bin.
Wie ein wirklicher Zigeuner.
Schenkt ihr einen Nähzeugbeutel,
prächtig, aus strohgelbem Atlas,
und ich wollt mich nicht verlieben,
weil sie mir, wiewohl sie einen
Mann schon hatte, dennoch sagte,
daß sie noch ein Mädchen sei,
als ich sie zum Flusse mitnahm.

Oliver J. G. Welch · Mirabeau und Sophie

SEIT der Ballnacht beim Großprovosten wurde Sophie von ihrer Familie mit Argusaugen überwacht. Die de Ruffeys paßten drei Wochen lang wie Schießhunde auf ihre Tochter auf, während der böse Graf von Mirabeau sich in der Stadt herumtrieb – aber trotz aller Maßnahmen gegen sie glückte es den Liebenden, den größten Teil einer Nacht im städtischen Tingeltangel miteinander zu verbringen. Als er Sophies Brüdern auf der Straße begegnete, sagte der Verführer rundheraus zu ihnen, daß ihre Mutter eine große Dummheit begehe, indem sie die kaltblütige Entschlossenheit ihrer Tochter unterschätze; wenn sie weiterhin deren Briefe abfange und sie auf Schritt und Tritt bespitzeln lasse, werde sie nur den Mut der Verzweiflung in ihr wecken und am Ende auch ihn selbst zu desperatem Handeln anfeuern. Als dann Mirabeau am 21. März im Schloß interniert wurde, muß Madame de Ruffey ein Stein vom Herzen gefallen sein; und als Sophie ungefähr gleichzeitig von der Rückkehr zu ihrem Mann zu

reden anfing, ließen sich keine plausiblen Gründe anführen, um sie an diesem Vorhaben zu hindern. Sophie trat dann auch drei Tage später von Dijon aus den Heimweg an. Die Idee stammte von Gabriel: für seine neuesten Pläne eignete sich das an der Landesgrenze gelegene Pontarlier besser als Dijon, und jedenfalls war die kindische Leichtgläubigkeit des alten de Monnier dem ewigen Aufpassen der Familie Ruffey vorzuziehen.

Madame de Ruffey wollte ihrerseits nichts dem Spiel des Zufalls überlassen. Da sie sehr wohl wußte, wie leicht de Monnier zu täuschen war, schickte sie ihre älteste Tochter, eine Stiftsdame, nach Pontarlier, um so an Ort und Stelle einen Wächter zu haben. Die ehrwürdige Dame bezog dicht neben dem Hause Monnier ein Quartier, von dem aus sie jeden Schritt seiner Bewohner überwachen, ja sogar Sophies Dienerschaft ausfragen und ihre Korrespondenz abfangen konnte.

Dann wurde am 25. Mai in Dijon bekannt, daß Mirabeau während der Nacht geflohen sei; woraufhin Madame de Ruffey der Stiftsdame sofort Verstärkung sandte, und zwar durch einen ihrer Söhne, der Sophies Entführung wo nötig gewaltsam verhindern sollte. Von Angst und Sorge erfüllt, bombardierte sie außerdem ihren Schwiegersohn mit Briefen und flehte ihn an, seine Frau mit Hilfe einer *lettre de cachet* in irgendeinem geeigneten Kloster in Sicherheit zu bringen.

Mirabeau war in Begleitung zweier Freunde aus Dijon verschwunden. Während er geradenwegs auf das unmittelbar jenseits der Grenze gelegene Les Verrières hinsteuerte, hielten die beiden andern Kurs auf Pontarlier, um dort seine *chère amie* zu ›befreien‹. Zweimal war Sophie bereits fix und fertig im Reitkleid und auf dem Sprung zu ihnen, aber immer hielt die Stiftsdame Wache; und als schließlich ihr bis an die Zähne bewaffneter Bruder hinzukam, verloren die Befreier den Mut und kehrten zu Mirabeau zurück, um ihm das Scheitern des Unternehmens mitzuteilen. Er selbst steckte

unterdessen schon wieder in Schwulitäten: die Behörden von Verrières trauten dem falschen Namen, unter dem er sich gemeldet hatte, nicht recht, und man war womöglich imstande, seine Identität festzustellen und ihn nach Frankreich abzuschieben. Im Gefühl, daß er gut daran täte, ein Stück weiter zu wandern, begab er sich nach Thonon am Genfer See.

Dieses sein bisher größtes Abenteuer trieb ihn zwangsläufig wieder an die Seite seiner alten Bundesgenossin Louise de Cabris. Seit dem tätlichen Angriff auf M. de Villeneuve war das Pflaster von Grasse sogar für diese Dame zu heiß geworden; deshalb lebte sie seit neuestem in einem Kloster zu Lyon, was sie aber keineswegs hinderte, regelmäßig mit ihrem Geliebten, Herrn von Briançon, zusammenzutreffen. Eilig schrieb Gabriel an seine Schwester: »Tue Dein Äußerstes, damit beiliegender Brief Sophie erreicht. Er enthält nur ein paar Worte, aber die benötigt sie dringend, um den Mut nicht zu verlieren. Schreibe mir, ach, schreibe mir doch! Ich war nie so sehr auf Dich angewiesen wie jetzt.«

Louise, die bereits genau über die ganze Angelegenheit Bescheid wußte, schaltete sich sofort mit Begeisterung ein. Es war so recht ein Abenteuer nach ihrem Herzen. In Reithosen und begleitet von de Briançon jagte sie im Galopp nach Genf und von da weiter nach Thonon, wo sie sich als Mademoiselle Raucourt von der *Comédie Française* ausgab. Dort griff sie Gabriel auf und raste zu Pferd an die Grenze zurück. Aus Sicherheitsgründen teilte sich jetzt die Gesellschaft in zwei Gruppen: man hatte nämlich bemerkt, daß die Polizei bereits alarmiert war. Gabriel und Briançon kehrten nach Lyon zurück, in der Hoffnung, unterwegs die zwei Spitzel abzuschütteln, die der alte Mirabeau, der ›Menschenfreund‹, für einunddreißig *livres* am Tag zuzüglich Spesen zu dem Zweck engagiert hatte, seinen Sohn diesmal endgültig im Mont Saint Michel einsperren zu lassen. Als Louise wieder mit den Männern in Lyon zusammentraf, hatte sie einen

neuen Plan ausgeheckt. Gabriel sollte sich mit Briançon in die Provence aufmachen und dort in dessen Schloß zu Lorgues verborgen bleiben, bis die Luft wieder rein war und man endgültig an Sophies Befreiung herangehen konnte. Die Verzögerung schadete weiter nichts, denn so blieb Sophie mehr Zeit, um insgeheim Päckchen mit Juwelen und Bargeld an Louise abzuschicken, die zu treuen Händen eine Art Fluchtkasse für die Liebenden aufbaute.
Gabriel bestieg in letzter Minute ein rhôneabwärts fahrendes Schiff. Die Polizisten mußten sich nach einer wilden Hetzjagd um Genf und den Oberlauf des Rhône mit der Verhaftung von Briançons Leibdiener begnügen, konnten aber aus dem Mann nichts weiter herausbekommen, als daß sein Herr mit Mirabeau in Richtung Lorgues abgereist sei und man davon geredet habe, anschließend nach Nizza zu fahren. Darauf nahmen die Häscher die Jagd von neuem auf. Als Lyoner Kaufleute getarnt, brachten sie es mit List und Tücke fertig, die Bekanntschaft Briançons zu machen und sogar von ihm zum Abendessen eingeladen zu werden. Der vorsichtige Gastgeber ließ sich aber nicht die Würmer aus der Nase ziehen, sondern erwähnte nur nebenbei, daß der Graf in der Tat mit ihm nach dem Süden gereist, dann aber allein weitergefahren sei — soviel er wisse, nach Nizza. Also machten die Spitzel sich wieder auf die Strümpfe (natürlich immer noch zum Tagespreis von einunddreißig *livres* plus Spesen) und landeten schließlich in Nizza, wo sie verschiedenen Meldungen über ›Herren, auf die die Beschreibung des Flüchtigen paßte‹, gewissenhaft nachspürten, mitunter auf dem Rücken von Mauleseln, die sie auf halsbrecherischen Gebirgspfaden Gott weiß wohin trugen — bis die Suche wieder mit einem völligen Mißerfolg endete. Todmüde und mit schmerzenden Knochen kamen sie schließlich wieder in Lyon an; sie waren inzwischen so mutlos geworden, daß sie sich ausgerechnet an Madame de Cabris um Rat wandten. Die

zerschmolz förmlich vor Eifer und Hilfsbereitschaft, erklärte, der neueste Streich des Grafen mache ihr schwere Sorgen, und sie habe keinen sehnlicheren Wunsch, als ihn hinter Schloß und Riegel zu wissen – nun, es stehe ja fest, daß er tatsächlich in Lorgues sei; schade, daß die Herren dort anscheinend nicht gründlich genug nach ihm gefahndet hätten. Worauf die Agenten erneut nach dem Süden aufbrachen. Als sie zum zweiten Mal in Lorgues erschienen, machte Briançon keinerlei Schwierigkeiten wegen einer Haussuchung; denn während die Spitzel nach ihrem ersten dortigen Besuch in Nizza herumgeschnüffelt hatten, war Mirabeau im Blitztempo durch Piemont gerast – und jetzt, wo man abermals in der Provence nach ihm suchte, hatte er nach Überquerung des Großen St. Bernhard und der ganzen Schweiz seinen Ausgangspunkt wieder erreicht, nämlich Les Verrières, den ursprünglichen Treffpunkt für ihn und Sophie.

Diese beschäftigte sich inzwischen damit, bewegliche Werte zu sammeln, und zwar sowohl aus Eigenbesitz wie aus dem ihres Mannes; gleichzeitig tat sie ihr Möglichstes, um seinen Argwohn zu entkräften, und wartete dabei ungeduldig auf ihre Stunde. Solange freilich ihr Bruder und ihre Schwester sie bewachten, war an ein Ausrücken nicht zu denken. Sophie spielte deshalb geschickt die Rolle der unterwürfigen, von Reue übermannten kleinen Ehefrau, indem sie scheinbar zufrieden und glücklich ihren häuslichen Pflichten nachging, auf die Bequemlichkeit ihres Mannes achtete, abends Karten mit ihm spielte, sich mit frommem Eifer an den gemeinschaftlichen Hausandachten beteiligte und fleißig zur Messe ging. Wie wäre es, so lag sie dem alten Herrn im Ohr, wenn er endlich ihre Geschwister nach Haus schickte? So, wie man ihr auf Schritt und Tritt nachspionierte, konnte sie ja nachgerade in Pontarlier den Kopf nicht mehr hochhalten. Man folgte ihr sogar in die Kirche! Setzte ihr Mann denn gar kein Vertrauen in sie?

Doch, er vertraute ihr, und auf seine Aufforderung hin zogen die Stiftsdame und ihr Bruder endlich ab.
Am Vormittag des 24. August bekam Sophie heimlich einen Brief zugesteckt: Heute Nacht sollte das große Ereignis stattfinden – alles war bereit, jede Einzelheit festgelegt. Nach Tisch blickte de Monnier in das hübsche, ein wenig kindliche Gesicht seiner Gattin und bemerkte dazu: »Ich vertraue Dir.« Bei sinkender Dämmerung, als das ganze Hausgesinde sich zum Abendgebet um seinen Herrn scharte, zog sie Männerkleidung an, eilte durch den Garten und kletterte über die Mauer, um jenseits ein gesatteltes Pferd zu besteigen. Dann überquerte sie mit Hilfe eines Führers das Gebirge auf einem wenig bekannten Weg und gelangte noch vor Mitternacht über die Grenze und in Gabriels beseligende Arme.

Die Liebenden verbrachten drei Wochen in Les Verrières und reisten anschließend nach Amsterdam. Diese Stadt war ein führendes Zentrum des Verlagsbuchhandels, und Mirabeau mußte jetzt ernstlich an einen Broterwerb denken, denn das von Sophie mitgenommene Bargeld und der Erlös ihrer Juwelen reichten nicht lange für ihrer beider Lebensunterhalt. Sie gab sich alle Mühe, den Diebstahl am Eigentum ihres Mannes als eine Art Notwehr hinzustellen, indem sie immer wieder betonte, ihre Eltern hätten sie schon mit sechzehn Jahren verheiratet, als sie noch nicht Herrin ihrer Entschlüsse gewesen sei: dafür ›heirate‹ sie jetzt aus freien Stücken den Mann ihrer Wahl, und darum stünde es ihr frei, sich das ihr Gehörige eigenmächtig zurückzuholen. Es ist leichter, solche Argumente als sentimentalen Schwulst abzutun, als die Vorkehrungen gutzuheißen, die Sophies Eltern für die Zukunft ihrer Tochter getroffen hatten. Was konnten sich die guten Leute schon erwarten? Eheliche Treue doch wohl kaum. Mochte Madame de Ruffey noch so laut jammern, daß Sophie nur auf Abwege geraten sei, weil sie ihre

Gebete vernachlässige, – letzten Endes war diese fromme Dame doch eine Realistin. Sie wußte recht gut, daß für die meisten jungen Mädchen aus den gehobenen Ständen die über ihren Kopf geschlossene Vernunftehe nicht nur die Erlösung von der Klosterschule mit sich brachte, sondern daß durch sie auch die Geheimtür in das diskrete Dämmer der außerehelichen Vergnügungen aufgestoßen wurde. Wer also seine Tochter vor Abschluß ihres zweiten Jahrzehnts an einen Sechziger verheiratete, mußte nach menschlichem Ermessen zwangsläufig damit rechnen, daß sie Ehebruch treiben würde – es sei denn, ihr Gemahl segnete das Zeitliche, ehe es ihr gelang, ihm Hörner aufzusetzen. Offenbar ging man von der Überzeugung aus, daß der finanzielle Vorteil, der sich aus der ersten Möglichkeit ergab, schwerwiegender war, als der sittlich schädigende Einfluß der zweiten Alternative. Madame de Ruffey regte sich wohl auch weniger über die seelische Gefährdung ihrer Tochter auf als über den ihrem Ruf zugefügten Schaden: das öffentliche Ärgernis machte ihr zu schaffen, nicht die damit verknüpfte Sünde.
Sie setzte ihrem bejahrten Schwiegersohn, der sich mit einer würdevollen Passivität begnügen wollte, so lange zu, bis er gegen Mirabeau ein Strafverfahren wegen Ent- und Verführung anstrengte. Gleichzeitig drängte ihn seine verheiratete Tochter, Madame de Valdhaon, deren Weizen hinsichtlich des väterlichen Testaments plötzlich wieder blühte, er möge Sophie wegen Ehebruchs vor den Richter bringen – ein Ansinnen, an dem Madame de Ruffey weniger Gefallen fand.
In Amsterdam bewohnten Gabriel und Sophie unter dem Namen Graf und Gräfin von Saint-Mathieu ein billiges Mietsquartier über einer Schneiderwerkstätte. Beide arbeiteten angestrengt. »Von sechs Uhr früh bis neun Uhr abends habe ich damals geschuftet«, so schrieb er später. »Zwischendurch gönnte ich mir zur Entspannung höchstens eine Stunde Musik, aber meine bezaubernde Gefährtin machte mir zu

jeder Zeit das Leben schön – im Wohlstand und Überfluß herangewachsen, war sie nie so tapfer und zartfühlend, so liebenswürdig und sanft wie in diesen Tagen der Armut und Entbehrungen. Sie hat meine literarischen Exzerpte besorgt und alle Hausarbeiten verrichtet; sie malte und las Korrekturbogen. Ihre stete Freundlichkeit, ihr unwandelbarer Takt haben sich mir damals in ihrer ganzen Fülle erschlossen.« Aus seinem eigenen Munde wissen wir, daß es mit steter Freundlichkeit und unwandelbarem Takt bei ihm selbst nicht gar so weit her war. Sophie gab italienische Stunden, was solche Eifersuchtsqualen bei ihm hervorrief, daß er sich zum Weggehen zwingen mußte, um nicht der Versuchung zu erliegen, sie »wegen ihrer grammatikalischen Fehler auszuschimpfen«. Vor lauter Eifersucht konnte er hart und unvernünftig werden. Er hatte es schon früher nicht mit ansehen können, wie Sophie und ihre intimste Freundin zu Hause mädchenhafte Zärtlichkeiten austauschten, und jetzt war er manchmal so schlechter Laune, daß er ihr sogar die alte, dumme Geschichte mit dem Artillerieoffizier vorwarf. Zu alledem kam hinzu, daß er sich mit der Arbeit überanstrengte, denn als er nach ein paar Wochen Beschäftigung fand, erwies diese sich als ein hartes, schlecht vergoltenes Brot. Als Lohnschreiber für das Verlagshaus Rey fertigte er Übersetzungen an, hauptsächlich aus dem Englischen, mit dem er sich bald einigermaßen zurechtfand. Es war ein schwieriges, aufreibendes Dasein, besonders für Sophie, für die es keinerlei Abwechslung gab; denn Gabriel mochte sie nicht gern zu der pöbelhaften und abgerissenen Gesellschaft mitnehmen, die er sich als einzigen Umgang leisten konnte. Wenn er in die Versammlungen der Freimaurer ging, pflegte er sehr spät heimzukommen, so daß sie sich gekränkt und vernachlässigt fühlte. Nur durch den gelegentlichen Besuch von Orchesterkonzerten in Amsterdam oder dem Haag kamen sie mit kultivierten und eleganten Kreisen in flüchtige Berührung.

Neben aller möglichen verlegerischen Routinearbeit schrieb Mirabeau auch mitunter über selbstgewählte Themen. Die Musik war von jeher sein Steckenpferd gewesen, und jetzt verfaßte er eine Abhandlung über die orchestrale Komposition, mit dem Titel *Le lecteur y mettra le titre* – 1777 in London erschienen. In dieser Schrift wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht Harmonie und Kontrapunkt auf Kosten der Melodie die Überhand gewonnen hätten; es sei Sinn und Zweck der Musik, daß sie zum Herzen spreche, deshalb solle man sie nicht mit allzuviel Geist und Gelehrtheit beladen. Dieser Essay glich einem kleinen Spiegel, aus dem schüchtern die Morgenröte des romantischen Zeitalters hervorlugte.
Der soeben ausgebrochene, große Aufstand in den angloamerikanischen Kolonien versetzte Mirabeau gleich anderen jungen Liberalen in Begeisterung. Unter erneutem Aufgreifen eines bereits in seinem *Versuch über den Despotismus* angeschlagenen Themas – nämlich, daß der Söldner ein Werkzeug der Tyrannei ist – schrieb er eine von Leidenschaft erfüllte ›Warnung an die Hessen und andere Völker Deutschlands, die von ihren Fürsten an England verkauft worden sind‹.
Die Schrift *Avis aux Hessois*, 1777 in Cleve erschienen, ist eine Arbeit von rein rhetorischem Charakter und erweist erstmalig in klarer Weise, daß Mirabeau vor allen Dingen ein Redner war. »Beherzte deutsche Männer,« so hebt er an, »welches Kainszeichen laßt Ihr Euch da auf Eure edelmütige Stirne einbrennen? Wer möchte es glauben, daß am Ende des 18. Jahrhunderts die Völker von Mitteleuropa sich zu käuflichen Werkzeugen einer verabscheuenswürdigen Tyrannei erniedrigen... daß sie den Menschenhandel in ihrer Mitte dulden, durch den Stadt und Land entvölkert werden zu dem Zweck, schamlosen Machthabern bei der Verwüstung eines fremden Kontinents Handlangerdienste zu leisten! Wie lange noch werdet Ihr Euch durch die krasse Verblendung Eurer

Herren mißbrauchen lassen? Ihr wackern Soldaten, die Ihr das treue und respekteinflößende Bollwerk der Fürstenmacht seid – wohlgemerkt, einer ihnen nur zum Schutz ihrer Untertanen verliehenen Macht – Ihr wurdet verraten und verkauft, und Gott allein weiß, zu welchem Endziel!« Und doch, hatten sie sich nicht vielleicht, wenigstens zu einem gewissen Grad, gerade deshalb verraten und verkaufen lassen, weil sie Deutsche waren? ›Diese blinde Treue gegenüber Euren Führern... dies gewohnheitmäßige Folgen, über dem Ihr vergeßt, daß es größere und edlere Tugenden gibt als den Gehorsam – Tugenden, die vor jedem Eid den Vorrang haben – endlich die Leichtgläubigkeit, mit der Ihr Euch der Führung einer Handvoll ehrgeiziger Narren anvertraut – das sind Eure schlimmsten Fehler!‹ Ein solches Urteil war gewiß nicht alltäglich in einer Zeit, da man vom Zweiten oder gar Dritten Reich noch keinen Schimmer hatte – ausgerechnet in Frankreich, wo man damals mehr dazu neigte, den faszinierenden Zeitgenossen Friedrich den Großen zu bestaunen und zu bewundern, als sich vor ihm fürchten.

Sieben Monate lebten Mirabeau und Sophie zusammen in Holland. Sie genossen in vollen Zügen den Hochsommer ihrer Leidenschaft und wähnten sich dabei in voller Sicherheit. Diese Zuversicht beruhte in erster Linie auf der Annahme, daß ihr Aufenthalt unbekannt geblieben sei. Darin unterlagen sie allerdings einem Irrtum. Mirabeau hatte sich beim Verleger Rey als Autor des anonymen *Versuchs über den Despotismus* eingeführt und diesem eine Neuauflage der Schrift vorgeschlagen. Rey legte selbstredend Wert darauf, das Ansinnen des Fremdlings mit dem Originalverlag ins Reine zu bringen, worüber sein Kollege Fauche in Neuchâtel sich so erboste, daß er Herrn de Monnier prompt über das Versteck der Flüchtigen in Kenntnis setzte. Nun bauten die Liebenden freilich auch darauf, daß de Monnier keinesfalls

Maßregeln gegen sie ergreifen werde – und in der Tat zeigte der einsame alte Mann zunächst wenig Lust, sich an Mirabeau auf Kosten seiner Frau zu rächen, die darunter gleichfalls leiden mußte. Wahrscheinlich hätte er sich ohne das Dazwischentreten von Madame de Ruffey mit seinem Schicksal abgefunden. Ihr aber schwebten zwei Ziele vor, die sich nur schwer vereinbaren ließen: die Rettung ihrer Tochter vor dem endgültigen Untergang und die exemplarische Bestrafung des Verführers.

Von ihr angetrieben, leitete Monnier gerichtliche Maßnahmen gegen Mirabeau ein; gleichzeitig sandte er aber einen vertrauten Diener zu Sophie, der ihr einen Geldbetrag sowie die Aufforderung überbringen sollte, zu ihrem Mann zurückzukehren. Beides wies sie zurück; ihr ganzes Auftreten konnte man in die Worte fassen: »Gabriel oder den Tod!« Das Verfahren lief daraufhin weiter. Solange die beiden im Ausland blieben, konnte ein richterliches Urteil ihnen allerdings nicht viel anhaben, nur schlimmstenfalls ihre Rückkehr nach Frankreich unmöglich machen. Gerade das aber bereitete Sophies Mutter Sorge, in deren Phantasie die Tochter in fremdem Land von dem herzlosen Schürzenjäger, der sie entführt hatte, bereits schmählich verlassen war. Madame de Ruffeys Bemühungen zielten also darauf ab, beide Liebenden nach Frankreich zurückzubekommen, um Sophie zur Einkehr, Mirabeau aber an den Galgen zu bringen. Für ein solches Vorhaben reichte allerdings die gewöhnliche Maschinerie der Justiz nicht hin; die Verhaftung und Auslieferung der Flüchtigen bedurfte einer großangelegten politischen Aktion, und nur durch das Zusammenspiel des Außenministers, des Polizeipräsidenten, des Botschafters im Haag und der Regierung der Vereinigten Provinzen konnte man dieses Ziel erreichen. Um das Räderwerk in Bewegung zu setzen, mußten zuerst weitreichende Verbindungen angeknüpft werden. Madame de Ruffey wandte sich zunächst an den Marquis

de Mirabeau, von dessen offensichtlicher Begabung, für private Zwecke königliche Verfügungen zu erwirken, sie sich viel erwartete. In diesem Fall zeigte sich der talentierte Mann aber wenig zuvorkommend. Als erste Reaktion auf die Flucht seines Sohnes ins Ausland hatte er deutliche Erleichterung an den Tag gelegt; was Sophie betraf, so ging sie ihn nichts an, und gerade jetzt, wo die Klage seiner Schwiegertochter auf Trennung ihrer Ehe in das entscheidende Stadium getreten war, schien ihm Gabriel jenseits der Landesgrenzen am besten aufgehoben.

Dann geschah etwas, durch das seine Einstellung sich plötzlich von Grund auf wandelte: im Buchhandel erschien ein gedruckter Angriff auf ihn in seiner Eigenschaft als Ehemann und Vater. Das in Frankreich, Holland und Großbritannien gleichzeitig auftauchende Machwerk war im Ton maßlos heftig und skurril, und es bestand zu einem wesentlichen Teil aus den von Gabriel an Malesherbes gerichteten Briefen. Die Frage, ob Gabriel der Verfasser des Pasquills war oder nicht, fiel weniger ins Gewicht als die unumstößliche Tatsache, daß er allein das Material dazu geliefert haben konnte. Dem Marquis wurde sofort klar, daß einem solchen Mischprodukt aus der Unbeherrschtheit seiner Frau, der perfiden Arglist Louisens und dem von ihm so gefürchteten, keine Rücksicht kennenden Schreibtalent Gabriels durch die Verbannung allein nicht beizukommen war. Dann erschien, diesmal in der *Gazette littéraire*, eine zweite Schmähschrift in Gestalt eines Briefes aus London (um den holländischen Aufenthaltsort des Autors zu verschleiern), mit dem Titel: *Eine Anekdote aus der dickleibigen Sammlung von philosophischen Heucheleien.* Dieser Angriff traf den ›Menschenfreund‹ an seiner empfindlichsten Stelle, denn er brandmarkte ihn nicht nur als Scharlatan, der Tugend und Mildherzigkeit predige, ›während er in Wahrheit der schlechteste Ehemann und der härteste, verantwortungsscheueste Vater sei‹, sondern sein

volkswirtschaftliches Credo wurde außerdem noch ins Lächerliche gezogen. Der Aufsatz war mit den Initialen ›S. M.‹ gezeichnet, was den Marquis veranlaßte, auf ›Saint-Mathieu‹, den Namen einer Besitzung seiner Frau, zu tippen.
Mirabeau hatte hinterher allen Grund, sein ›verfluchtes Schreibtalent‹ zu beklagen, das ihn dazu verleitet hatte, dem Hilferuf seiner Mutter durch diese unüberlegte Schmähschrift Folge zu leisten. Es war in der Tat diese Unbesonnenheit, die sein Verhängnis heraufbeschwor, denn sie peitschte seinen Vater zum Handeln auf. Gemeinsam mit der Familie de Ruffey machte der Marquis sich abermals an die Arbeit, woraufhin die offiziellen Räder ins Rollen kamen.
Anfang Mai 1777 bemerkte Mirabeau in einer Taverne, in der er regelmäßig verkehrte, einen Landsmann in der Uniform eines Kavallerie-Offiziers. Irgend etwas an dem Mann schien ihm verdächtig. Mirabeaus Zechgenossen brachen mit dem Fremden einen Streit vom Zaun, in der Hoffnung, ihn dadurch zu entlarven, aber vergeblich. Es war in der Tat kein anderer als der Polizeiwachtmeister Des Brugnières, den Mirabeau vor sieben Monaten so erfolgreich an der Nase herumgeführt hatte, und dem der Marquis jetzt eine zweite Chance bot, sich zu bewähren. Aber selbst wenn Mirabeau über die Mission des Fremden genau Bescheid gewußt hätte, wäre er darüber noch lange nicht in Angst und Sorge verfallen. Er hatte das Bürgerrecht von Amsterdam erworben und baute außerdem darauf, daß die von ihm seit seiner Ankunft aufgehäuften Schulden, etwas über zweihundert *louis*, die niederländischen Behörden dazu bewegen würden, von seiner Auslieferung Abstand zu nehmen. Aber in Wirklichkeit wartete Des Brugnières nur darauf, daß der Botschafter bei der Haager Regierung einen Haftbefehl durchsetzte; die Schulden des Betroffenen bildeten keinen Hinderungsgrund, hatte sich der Botschafter doch bereit erklärt, den Betrag selbst vorzuschießen.

Dann gab am 14. Mai ein Bekannter Mirabeau den Wink, daß seine Verhaftung für den folgenden Tag beschlossen sei, worauf die Flüchtigen endlich die ihnen drohende Gefahr erkannten. Mit verzweifelter Hast und so unauffällig wie möglich packten sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, denn sie schuldeten zu allem Überfluß dem Hausherrn die Miete. Obgleich höchste Eile geboten schien, wäre es zu sehr aufgefallen, wenn beide gleichzeitig die Wohnung verlassen hätten. Gabriel ging als erster, und Sophie wollte ihm folgen. Am Treffpunkt wartete er vergeblich: von Sophie war weit und breit nichts zu sehen. Endlich verständigte man ihn, daß Sophie verhaftet sei, worauf er sogleich in sein Quartier zurückkehrte und mit offenen Augen der Stadtpolizei und Des Brugnières in die Hände lief. Dieser bewachte die weinende Sophie und die Giftphiole, die er ihr gerade noch rechtzeitig weggenommen hatte.

Des Brugnières bezeigte seinen zwei Häftlingen viel Rücksicht. Als ihm bekannt wurde, daß Madame de Monnier im dritten Monat schwanger sei, ließ er durch ihre bemitleidenswerte Lage und die Beredsamkeit ihres Geliebten sein Herz erweichen. Sophie, die sich über das, was ihrer harrte — die Trennung von Gabriel und die Einkerkerung im Frauengefängnis Sainte-Pélagie von Paris, wo sich der weibliche Abschaum der Menschheit befand — keine Illusionen machte, schwur hoch und teuer, sie werde sich das Leben nehmen, und wir dürfen, gleich den zwei Männern, ihr den festen Vorsatz zu einem solchen Verzweiflungsschritt ruhig zubilligen. Schließlich konnten die beiden sie dazu überreden, sich solche Gedanken aus dem Kopf zu schlagen, wobei Des Brugnières ausdrücklich versprach, er wolle die ihm als Polizeikommissar gebotenen Möglichkeiten dazu nutzen, den brieflichen Verkehr zwischen den Liebenden nach deren Trennung in Gang zu halten.

Einige Tage später schrieb Des Brugnières an den Polizeipräfekten, um ihm mitzuteilen, daß dem Auslieferungsantrag stattgegeben würde; in dem gleichen Brief rückte er mit einem privaten Vorschlag heraus. Zunächst warf er die Frage auf, ob es überhaupt schicklich sei, eine Dame von Rang und Stand wie die Marquise de Monnier in das Gefängnis Sainte-Pélagie zu stecken. Jedenfalls war es nicht ihr Gatte gewesen, der dieses Ansinnen an die Behörden gerichtet hatte: mußte man deshalb nicht mit der Möglichkeit rechnen, daß er sehr erzürnt sein werde, wenn man seine Frau in einer Besserungsanstalt für Dirnen verschwinden ließ? Er, Des Brugnières, werde deshalb auf eigene Verantwortung bis zum Eintreffen neuer Weisungen von diesem Schritt Abstand nehmen.
Für Mirabeau war die Zukunft nicht viel rosiger als für seine Geliebte. Er sollte seine Haftstrafe in Vincennes absitzen, und zwar nicht etwa in dem durchaus wohnlichen Schloß, das seinen Vater früher einmal acht Tage lang als unfreiwilligen Gast beherbergt hatte, sondern in dem angrenzenden finstern Burgverlies. Als eines der großen Staatsgefängnisse für die Opfer der *lettres de cachet* war es fast ebenso berüchtigt wie die Bastille. Dort wurde Mirabeau auf unbestimmte Zeit eingesperrt, und niemand außer dem ›Menschenfreund‹ konnte voraussagen, um wieviel Monate oder gar Jahre es sich dabei handeln mochte.
Ein Gedanke freilich dürfte Gabriel und Sophie einigermaßen mit ihrem Schicksal ausgesöhnt haben. Vier Tage vor ihrer gemeinsamen Verhaftung hatte der Kriminalrichter des *bailliage* Pontarlier auf die Klage des Herrn von Monnier hin folgenden Spruch gegen beide erlassen: Mirabeau wurde wegen Ent- und Verführung in Abwesenheit zur symbolischen Enthauptung sowie zu einer Geldstrafe von 5000 *livres* und einer Entschädigungssumme von 40000 *livres* verurteilt, während die des Ehebruchs für schuldig befundene Madame de Monnier zur Strafe am Kopf rasiert, mit einem

glühenden Eisen gebrandmarkt und auf Lebenszeit in einer Besserungsanstalt untergebracht werden sollte. Es war also für die Liebenden das kleinere Übel, ›unter des Königs Hand gefallen zu sein‹.
Während der zehn Reisetage nach Paris ließ Des Brugnières die beiden für die Dauer der nächtlichen Rastzeiten ziemlich ungestört zusammen sein, und sie waren bis auf seine aus Sicherheitsgründen unvermeidliche Anwesenheit allein; die aber scheint sie nicht über Gebühr gestört zu haben. Ihren letzten gemeinsamen Tag, den 7. Juni, verbrachten sie im Hause Des Brugnières'. Bei dieser Gelegenheit erschien der Polizeipräfekt, Le Noir, auf der Bildfläche. Sophies unglückliche Lage ging ihm so zu Herzen, daß er sich dem Vorschlag seines Untergebenen anschloß und es auf seine Kappe nahm, ihr die Schrecken von Sainte-Pélagie zu ersparen. Statt dessen wies er sie in die weit weniger berüchtigte Anstalt ein, die eine Demoiselle Douay in der Rue de Charonne führte.
Als endlich die Stunde des Abschiednehmens schlug, gab es eine herzzerreißende Szene; zum Schluß verlor Gabriel die Fassung noch mehr als Sophie, und er machte sich die heftigsten Vorwürfe wegen des Unheils, das er über sie gebracht hatte. Dann entführte ihn der Wagen ostwärts durch die im Abenddämmer versinkenden Vororte von Paris nach Vincennes.

Aus dem Englischen übertragen von Karl-Ulrich von Hutten

Juan Ramón Jiménez · Platero und ich

Platero

PLATERO, mein silbergrauer Esel, ist klein, haarig, weich; so sanft fühlt er sich an, daß man sagen möchte, er sei ganz aus Watte und habe keine Knochen. Nur die Jettspiegel seiner Augen sind hart, wie zwei Skarabäen aus schwarzem Kristall.



Wenn ich ihn freilasse, geht er auf die Wiese, und mit seinem laulichen Maul liebkost er, sie kaum berührend, die kleinen rosa, blauen und gelben Blumen. Ich rufe ihn leise: Platero! Und er kommt auf mich zu in einem heiteren kleinen Trab, so daß es klingt, als ob er lache und Glöckchen in der Ferne läuteten. Er frißt alles, was ich ihm gebe. Es schmecken ihm Apfelsinen und Mandarinen, die Muskateller Trauben, die ganz aus Ambra sind, die violetten Feigen mit ihrem kristallklaren Honigtröpfchen. Er ist sanft und zärtlich wie ein kleiner Junge, wie ein kleines Mädchen ..., aber in seinem Innern stark und trocken wie aus Stein. Wenn ich am Sonntag auf ihm durch die letzten Gassen des Dorfes reite, bleiben die sauber gekleideten, gemächlichen Landleute stehen und betrachten ihn: Er ist aus Stahl!
Aus Stahl ... Aus Stahl und Mondensilber zugleich.

April

Die Kinder sind mit Platero an den Erlenbach gegangen, und jetzt bringen sie ihn unter sinnlosen Spielen und maßlosem Gelächter ganz beladen mit gelben Blumen trabend zurück. Dort unten sind sie in den Regen gekommen ... eine flüchtige Wolke, die die Wiese mit goldenen und silbernen Fäden verschleierte, in denen wie in einer schmachtenden Lyra der Regenbogen zitterte. Von dem durchweichten Fell des Eseleins tropfen noch die nassen Glockenblumen.
Ein frisches, heiteres und zärtliches, gefühlvolles Idyll! Plateros Schrei klingt sanfter unter seiner weichen, regenfeuchten, süßen Last! Von Zeit zu Zeit dreht er den Kopf und reißt die Blüten ab, die sein Maul erreicht. Die schneeigen und gelben Glockenblümchen hängen einen Augenblick zwischen dem grünlich-weißen Schaum seines Maules, und dann wandern sie in sein umschnalltes Bäuchlein. Könnten wir doch auch Blumen essen, wie du, Platero!
Launischer Aprilnachmittag! Plateros glänzende, lebhafte

Augen spiegeln diese Stunde voller Sonne und Regen wider, und wie sie sich neigt, sieht man noch einmal eine rosa Wolke wie zerzupft über das Feld von San Juan sich ergießen.

Der Kanarienvogel fliegt

Eines Tages, ich weiß nicht warum, flog der grüne Kanarienvogel aus seinem Käfig. Es war ein alter Kanarienvogel, ein trauriges Andenken an eine Tote, dem ich die Freiheit nicht gegeben, weil ich fürchtete, er würde verhungern oder erfrieren, oder die Katzen würden ihn fressen.

Den ganzen Morgen hüpfte er in den Granatbäumen des Obstgartens umher, in der Pinie neben der Tür, in den Fliederbüschen. Den ganzen Morgen auch saßen die Kinder in der Veranda, versunken in die kurzen Flüge des gelblichen Vögelchens. Platero war frei und müßig und spielte bei den Rosensträuchern mit einem Schmetterling.

Nachmittags flog der Kanarienvogel auf das Dach des großen Hauses, und dort blieb er lange mit den Flügeln schlagend, in der untergehenden lauen Sonne sitzen. Plötzlich, und niemand wußte wie und warum, erschien er im Käfig und war wieder so fröhlich wie immer.

Was war da für ein Jubel im Garten! Die Kinder sprangen und klatschten in die Hände, lachend und mit glühenden Gesichtern wie die Morgenröte. Diana lief wie toll hinter ihnen her, ihr eigenes lachendes Glöckchen verbellend. Auch Platero wurde angesteckt: sein silbriges Fleisch bewegte sich in Wellen, wie ein Zicklein sprang er in die Höhe und drehte sich in einem ungeschlachten Walzer auf seinen Hufen. Dann stellte er sich auf die Vorderhand, und es war, als wolle er der klaren, weichen Luft Fußtritte geben.

Fröhlichkeit

Platero spielt mit Diana, der schönen weißen Hündin, die der Mondsichel gleicht, mit der alten Ziege, mit den Kindern.



Behend und elegant springt Diana vor dem Esel herum, ihr leichtes Glöckchen klingelt, und sie tut, als bisse sie ihn in die Schnauze. Platero stellt seine Ohren auf wie die spitzen hörnergleichen Blätter der Aloë, stößt die Hündin sanft und läßt sie über das blühende Gras rollen.
Die Ziege geht an Plateros Seite, streift an seinen Beinen entlang und zieht mit den Zähnen an den Schwertlilien seiner Last. Mit einer Nelke oder einer Marguerite im Maul, stellt sie sich vor ihm auf, stößt ihn an die Stirn, hüpft und meckert fröhlich, geziert und schmeichlerisch wie eine Frau.
Für die Kinder ist Platero ein Spielzeug. Mit welcher Geduld erträgt er ihren Übermut! Wie er langsam geht, stehen bleibt und sich dumm stellt, damit sie nicht hinunter fallen! Wie er sie erschreckt, wenn er plötzlich eine andere Gangart anschlägt!
Helle Herbstnachmittage in Moguer! Wenn in der reinen Oktoberluft alle Klänge klarer werden, steigt aus dem Tal ein idyllischer Lärm von Meckern und Blöken, von Eselschreien und Hundegebell, von Glöckchen und dem Lachen der Kinder.

Spätlese

Nach den langen Regenfällen des Oktobers, in dem himmlischen Gold des weitoffenen Tages, gingen wir alle nach den Weinbergen. Platero trug das Vesperbrot und die Hüte der Mädchen in seinem Korb auf der einen Seite des Sattels, und auf der anderen als Gegengewicht, Blanca, die zart, weiß und rosa wie eine Pfirsichblüte war.
Wie zauberhaft war das erneuerte Land! Die Bäche strömten über, weichgepflügt waren die Felder, und in den noch gelb geränderten Erlen an ihrem Rain sah man schon die schwarzen Vögel.
Plötzlich fingen die Kinder an, schreiend hintereinander herzulaufen: Eine Traube, eine Traube!

An einem alten Weinstock, dessen verschlungene Reben noch einige geschwärzte und rote trockene Blätter aufwiesen, entzündete die prickelnde Sonne eine helle kräftige Traube aus Ambra, voller Glanz, wie eine Frau in ihrem Herbst. Alle wollten sie haben. Victoria, die sie gepflückt hatte, verteidigte sie hinter ihrem Rücken. Da bat ich sie darum, und mit dem süßen freiwilligen Gehorsam, den das Mädchen, das sich langsam zum Weibe wandelt, dem Manne leistet, gab Victoria sie mir gern.
Die Traube hatte fünf große Beeren. Ich gab jedem Kind eine, und die letzte unter Lachen und einmütigem Beifallklatschen Platero, der sie rasch mit seinen ungeheuren Zähnen ergriff.

Schrecken

Es war beim Abendessen der Kinder. Die Lampe träumte ihr rosiges, laues Licht über dem schneeigen Tischtuch, und die roten Geranien und die Äpfel, die wie geschminkt waren, verliehen diesem einfachen Idyll unschuldiger Gesichter eine herbe und starke Heiterkeit. Die Mädchen aßen wie erwachsene Frauen, die Knaben diskutierten wie Männer. Aus dem Hintergrund betrachtete sie lächelnd die junge und schöne blonde Mutter, während sie dem Kleinsten ihre weiße Brust gab. Hinter dem Gartenfenster zitterte hart und kalt die helle Sternennacht.
Plötzlich floh Blanca wie ein kleiner Blitz in die Arme der Mutter. Eine plötzliche Stille, und dann, beim Geräusch der umgeworfenen Stühle, liefen alle ungestüm hinter ihr her, voller Schrecken nach dem Fenster blickend.
Der dumme Platero! Er hatte seinen großen weißen Kopf gegen die Scheiben gedrückt. Die Dunkelheit, das Glas und die Angst ließen ihn riesenhaft erscheinen. Ruhig und traurig schaute er in das sanft erleuchtete Zimmer.



Der Tod

Ich fand Platero auf seinem Strohlager ausgestreckt, mit weichen und traurigen Augen. Ich ging zu ihm, sprach mit ihm und wollte, daß er aufstehe.

Der Arme machte eine plötzliche heftige Bewegung, sein Huf knickte um. Da streckte ich ihm das Bein auf dem Boden aus, streichelte ihn noch einmal zärtlich und schickte nach seinem Arzt.

Der alte Darbón, nachdem er ihn gesehen, verzog seinen riesigen zahnlosen Mund bis zum Nacken und bewegte den rot angelaufenen Kopf auf der Brust hin und her wie ein Pendel.

Nichts Gutes, wie?

Ich weiß nicht, was er antwortete. Daß es mit dem Unglücklichen zu Ende gehe. Nichts ... Ein Schmerz, irgendeine böse Wurzel, die Erde zwischen den Gräsern.

Mittags war Platero tot. Sein Wattebäuchlein war geschwollen wie die Welt, und die Pfoten reckten sich steif und verfärbt zum Himmel. Sein lockiges Haar glich den vermotteten Wergperücken alter Puppen, die zu traurigem Staub verfallen, wenn man mit der Hand darüber fährt.

Ein schöner dreifarbiger Schmetterling flog durch den stillen Stall und jedesmal, wenn er durch den Sonnenstrahl am Fensterchen huschte, glühte er auf.

Schwermut

Heute Nachmittag bin ich mit den Kindern zu Plateros Grab gegangen, im Gemüsegarten von La Piña, am Fuße des runden väterlichen Pinienbaumes. Der April hatte die feuchte Erde mit großen gelben Lilien geschmückt.

Oben in der grünen Kuppel, die der blaue Zenith bemalte, sangen die Finken, und ihre kleinen, blühenden, lachenden Triller verflüchtigten sich in der goldenen Luft des warmen Nachmittags, wie ein lichter Traum von neuer Liebe.

Wie die Kinder nach und nach ankamen, verstummten sie. Ruhig und ernsthaft bedrängten sie mich aus glänzenden Augen mit ängstlichen Fragen.
Mein Freund Platero, sprach ich zu der Erde, wenn du, wie ich es mir denke, jetzt auf einer Himmelswiese weilst und auf deinem haarigen Rücken die jungen Engel trägst, hast du mich vielleicht vergessen? Sag, Platero, denkst du noch an mich?
Und als wollte er auf meine Frage antworten, flog ein weißer Schmetterling, den ich vorher nicht gesehen, wie eine Seele, immer wieder von Lilie zu Lilie.

Aus dem Spanischen übertragen von Doris Deinhard

Albrecht Schaeffer · Der Auswanderer

(Geschrieben vor der Ausreise nach Amerika im März 1939)

Gehe aus von deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause, in ein Land, das ich dir zeigen will. 1. Mos. 12 V. 1

GEHE, weil du Füße hast zu gehen.
Nirgend sollst du weilen auf der Erde,
Bis sich Haupt und Glieder niederlegen.
Trage bei dir nichts als meinen Segen.
Sorge, daß dein Wandel richtig werde,
Und ich werde milde auf dich sehen.

Trage bei dir nichts als meinen Segen.

AUS dem Mutterleibe, aus dem Dunkel,
Aus dem ersten Licht dereinst geboren,
Sei's gedenk, und werde immer klarer.
Aus von dir geht einmal mein Gefunkel,



Wenn du, in dem Irrsal unverloren,
Meines Lichtes bleiben wirst Bewahrer.

Aus von dir geht einmal mein Gefunkel.

VON dir trete, wie der stete Schwimmer
Von sich tritt die Woge, die ihn trage,
Was dich band, und was dich nicht mehr binde.
Vom Gewordenen ins Werden immer
Tummle dich mit neuem Flügelschlage,
Anvertraut dem unbekannten Winde –

Vom Gewordenen ins Werden immer.

DEINEM Augenpaar ist undurchdringlich
Nacht gelagert über Blick und Schauen.
Doch du weißt, was vor mir Tag und Nacht ist.
Nacht ist hinter dir unwiederbringlich,
Aber mein Geleucht ist dein Vertrauen,
Wie der Demant Licht im tiefsten Schacht ist.

Aber mein Geleucht ist dein Vertrauen.

VATERLAND war dir ein süßer Name.
Vaterland ist ausgerollt unendlich
Unter meinem Himmel, dem ich leuchte.
Laß von deinem Auge nur die Feuchte
Tropfen, und es wird dir hell und kenntlich
Vaterlandes Licht, das wonnesame.

Vaterland ist ausgerollt unendlich.

UND VON DEINER Lippe laß das Bittre,
Eingedenk des Wortes, daß du immer



Süßer werden sollst und lockrer, zarter.
Blick in Nacht und Nebel und erzittre!
Sieh erlöschen auch den letzten Schimmer!
Sieh dich täglich welker und bejahrter!

Blick in Nacht und Nebel und erzittre.

FREUNDSCHAFT steht mit aufgehobenen Armen
Immer drüben auf dem andern Ufer,
Denn sie kann nicht gehn auf deinen Brücken.
Einst bei Nacht erwachst du mit Entzücken,
Und du hörst die meeresfernen Rufer,
Und dir wird vor Schmerz das Herz erwarmen.

Einst bei Nacht erwachst du mit Entzücken.

UND AUS Liebesarmen fortgetrieben,
Immer überwunden, Überwinder
Der Verluste wirst du, siegreich endlich:
Deine Liebsten, Treusten, deine Kinder,
Alle gehen von dir unabwendlich:
Ungeliebter, dir bleibt nichts als lieben.

Immer überwunden, Überwinder.

DEINES VATERS HAUS ist eingelassen
In die Erde. Weißt du nun am Grabe,
Daß ihr niemals euch vergabt im Leben?
Deines Vaters Haus – wann wirst du's fassen,
Daß ich es in meinem Herzen habe?
Sohn und Vater, kommt, euch ist vergeben.

Deines Vaters Haus, wann wirst du's fassen?



IN dir, in dir keimen, blühn und reifen
Alle Dinge, die ich in dich säte.
Gehe in dich, wie ich früh dich lehrte.
Mitt' im Steine wirst du Blüten greifen,
Mitt' im Welkenden das selige Späte,
Nie zu späte: Liebe die geklärte.

Mitt' im Steine wirst du Blüten greifen.

EIN und aus und aus und ein die Jahre
Wie die Tage in dir ziehn und schwinden.
Sprich, was wirst du sein am letzten Ende?
Wirst du's wagen, einst in meine Hände
Deinen Geist zu geben, wenn die blinden
Augen nicht mehr schaun das Wunderbare?

Wirst du's wagen einst in meine Hände?

LAND, o Land, wo bist du hingeschwunden?
Rief vom hohen Buge der Verwegne,
Und so wirst du rufen, doch vergebens.
Grabe dir die Erd aus deinen Wunden,
Blut und Tränen auf die Erde regne,
Land ist keins am Rande deines Lebens.

Grabe dir die Erd aus deinen Wunden.

DAS Verheißene, das nie Erschaute,
Wo dir Ströme Milch und Honig fließen
Und in Lüften Engelsschwingen brausen:
Eh dir Blüten aus den Fingern sprießen
Und dein Herz rundum von Perlen taute,
Wirst du nicht in diesem Lande hausen —

Wo dir Ströme Milch und Honig fließen.

ICH bin bei dir! Fürchte dich nicht trüber,
Als die Erde will, du mein Gebilde!
Fürchte nicht, daß ich dich je verlasse.
Gib mir deine Hand, daß ich sie fasse.
Sieh, ich wandle übers Meer hinüber,
Und ich leite dich an ein Gefilde.

Gib mir deine Hand, daß ich sie fasse.

DIR wird Heimat sein. Dir wird die Liebe,
Eh die Tränen an zu trocknen fingen,
Wieder eine goldne Schwelle legen.
Öffnen wirst du selbst die Tür der Liebe,
Und dann geht ihr sprachlos euch entgegen,
Und was nie gelang, das wird gelingen.

Öffnen wirst du selbst die Tür der Liebe.

ZEIGEN WILL ich dir die neue Erde.
Du bezeichne sie mit deinem Blute.
Denn ich kann dir nichts verleihn und geben,
Du erzeugst es denn aus deinem Mute
Und gebierst es selbst zu deinem Leben.
Sieh, ich zeige hin — du geh und werde.

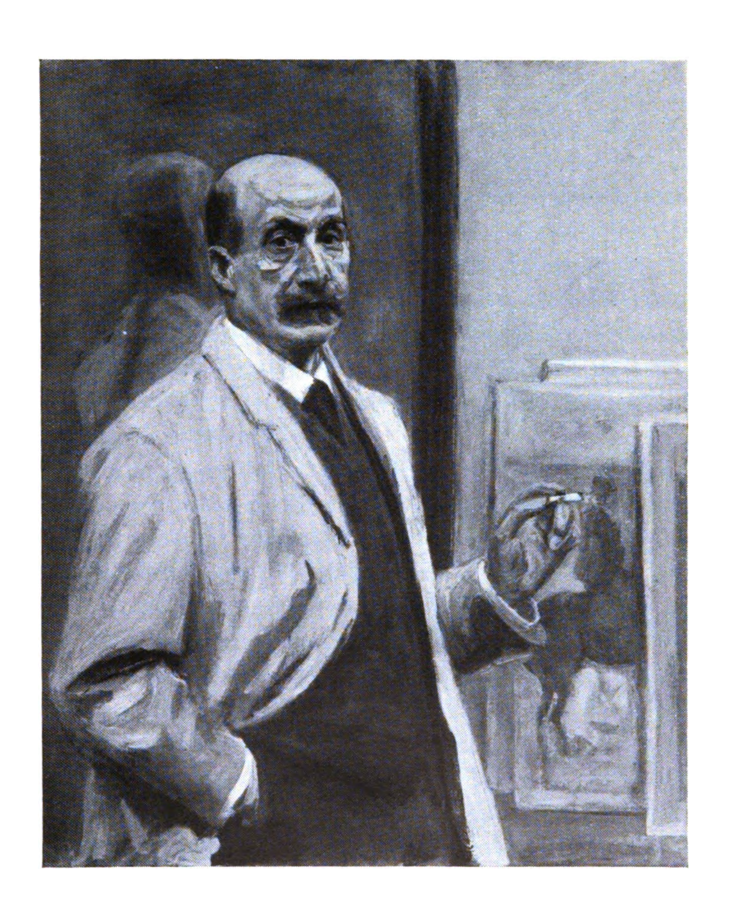
Karl Scheffler · Der Bürger Liebermann

LIEBERMANNS Talent war, soweit Talent sich überhaupt erklären läßt, ein Produkt seiner bürgerlichen Herkunft. Er gehörte nicht zu den Talenten, die überraschend aus dem Dunkel auftauchen, als Ergebnisse unkontrollierbarer Kräftemischungen, sondern zu denen, die als Resultate einer stetig sich steigernden Familienkraft anzusprechen sind. Die Natur



wählt beide Wege: dort mutet die Herkunft willkürlich an, hier wirkt das Talent wie ein Zuchtresultat. Dementsprechend sind die Merkmale verschieden. Das jäh hervorbrechende Talent ist in seiner Einmaligkeit oft heftig und dem Pathos zugewandt; das stufenweis durch Familienkraft erzeugte Talent dagegen stellt sich gern in eine Reihe, es ist gleichmäßig und stetiger. Dort könnte man von einem höheren, hier von einem tieferen Blutdruck sprechen.
Das 19. Jahrhundert ist an bürgerlichen Begabungen reich gewesen. Als Liebermann im Jahre 1847 geboren wurde, stand das moderne Bürgertum auf der Höhe seiner Kraft; in der Revolution von 1848 errang es volle Freiheit. Das erhöhte Lebensgefühl aber zeugte Talente der Kunst. Wilhelm Leibl und die Maler seines Kreises wurden zur selben Zeit geboren, Hans Thoma war nur ein wenig älter, die französischen Impressionisten kamen im dritten und vierten Jahrzehnt zur Welt, und die modernen holländischen Maler waren ebenfalls Zeitgenossen. Alle empfanden bürgerlich.
Dieses ist freilich keine besondere Erscheinung des 19. Jahrhunderts: im Grunde ist die Kunst stets von bürgerlichen Menschen geschaffen worden. Denn nur sie, die in einer Mitte leben, sind der künstlerischen Zweckfreiheit fähig, sie vor allem lieben ein geistiges Tun um seiner selbst willen. Die herrschenden Gesellschaftsklassen sahen von je auf das Handwerkliche der Kunst herab, die sozial tiefer stehenden Gesellschaftsklassen aber hassen die Arbeit, insofern sie ihnen Zwang ist und nicht jene innere Freiheit zuläßt, die höchstes Glück ist. Sowohl oben wie unten ist mehr Zweckgesinnung beteiligt als in der Mitte. Das klingt unzeitgemäß, weil das Ansehn des Bürgerlichen tief gesunken ist; doch sinkt mit dem Bürgerlichen ja auch die Kunst dahin.
Die Jahrtausende alte Bürgerlichkeit ist in dem hier behandelten Sonderfall aber nicht gemeint, sondern eine Abart: das moderne Bürgertum des 19. Jahrhunderts, das sich mit





Max Liebermann · Selbstbildnis

sich selbst entzweite und seine besten Talente zu Märtyrern ihrer künstlerischen Überzeugung hat werden lassen. Ihm sind Gegenspieler entstanden in denen, die aus der Großstadt flohen, um abseits, auf dem Lande, die reine Natur zu suchen, und in einem sich ausbreitenden Bohèmewesen, das eine Lebensaufgabe darin fand, den Bürger aus der Fassung zu bringen. Dieses war ein Racheakt. Denn der moderne Bürger, der Bourgeois wurde, verkannte immer wieder in der Kunst die eigenen Vorhutnaturen, er anerkannte sie erst spät und widerwillig. Auch Liebermann hat diese Erfahrung schmecken müssen; doch ist er darum weder der Großstadt entflohen, noch hat sein Wesen auch nur einen einzigen Zug des Bohèmehaften angenommen: er ist seiner Herkunft unverbrüchlich treu geblieben.

Er wurde am 20. Juli 1847 in Berlin geboren. Seine Eltern bewohnten zuerst ein Haus in der Burgstraße, dann eines in der Behrenstraße und zuletzt das obere Stockwerk eines hart am Brandenburger Tor gelegenen Hauses. Diese Wohnung übernahm der Sohn Max nach dem Tode der Eltern; er ist bis zu seinem Tode darin geblieben und hat daraus das schönste Bürgerheim Berlins gemacht. Er war der drittälteste von vier Geschwistern, drei Brüdern und einer Schwester. Der Vater, ein wohlhabender Fabrikant, sträubte sich zunächst gegen die Absicht des Sohnes, Maler zu werden; er verlangte die Absolvierung des Gymnasiums. Die Kunst galt in diesen Kreisen als eine brotlose Tätigkeit. Kein selbstbewußter Kaufherr sah damals seinen Sohn gern den Malerberuf ergreifen. Denn nur als Beruf wurde diese Tätigkeit gewertet, die Frage innerer Berufung wurde nicht einmal aufgeworfen. Fast immer wiederholte sich im Bürgertum das Verhältnis Wilhelm Meisters zu seinem Vater. Als dem Willen des Sohnes schließlich nicht länger zu widerstehen war, wurden ›erfolgreiche‹ Berliner Maler um ihr Urteil gebeten. Adolph Menzel freilich wurde nicht befragt. Doch war da-

mit nicht viel versäumt, weil Menzel das große Talent in manchem verkannte. Dem Vater wird wohl nie der Gedanke gekommen sein, die Begabung des Sohnes könne ein natürliches Produkt aufstrebender Familienkraft sein, eines Willens zur Vornehmheit, der sich vergeistigen wollte, daß ein zweckvoller Ehrgeiz des Erfolgs im Begriff wäre sich in den zweckfreien Ehrgeiz geistiger Leistung zu verwandeln. Liebermann selbst hat im Jahre 1910 in einer autobiographischen Notiz geschrieben: »Ich bin in meinen Lebensgewohnheiten der vollkommenste Bourgeois, ich esse, trinke, schlafe, gehe spazieren und arbeite mit der Regelmäßigkeit einer Turmuhr. Ich wohne in dem Hause meiner Eltern, wo ich meine Kindheit verlebt habe, und es würde mir schwer werden, wenn ich woanders wohnen sollte. Auch ziehe ich Berlin jeder anderen Stadt als bleibenden Wohnsitz vor.«
Die jüdische Abstammung hat Liebermann kaum benachteiligt, wenn man von den letzten Lebensjahren absieht. Sie förderte ihn dagegen durch intellektuelle Sicherheit, kritische Unbefangenheit und klare Erkenntnis des in einem höheren Sinne Zeitgemäßen. Ganz abgesehen kann von dieser Herkunft nicht werden, doch verführt jede Übertreibung zu schiefen Urteilen. Der Maler selbst hat, aus Widerstandsgefühl, seine Abstammung zuweilen überbetont. In Wahrheit hat sich das deutsche Judentum, vor allem in seinen patrizierhaften Elementen, mit der deutschen Eigenart in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitgehend gleichgesetzt. Bezeichnend ist, was der Generaldirektor der Berliner Museen, Wilhelm Bode, darüber zum sechzigsten Geburtstag Liebermanns in ›Kunst und Künstler‹ geschrieben hat: »Seit Leibl dahingegangen ist, kann Liebermann den Ruhm als Deutschlands erster Maler füglich nicht mehr streitig gemacht werden; wir dürfen auch sagen: als einer der deutschesten Maler unter den lebenden Künstlern, mehr als er selber es weiß und zugeben will.« Gewisse Züge der Per-

sönlichkeit und des Talents, die auf die jüdische Herkunft hinweisen, sind der deutschen Malerei zweifellos zugute gekommen. Es sind ähnliche Eigenschaften wie die, wodurch Jozef Israels der holländischen Malerei nützlich geworden ist. Als der deutschen Kunst eine Befruchtung durch die französische nötig war, konnte Liebermann, besser als jeder andere, ein lebendiger Vermittler sein, weil er das Übernationale begriff, es freier ins Deutsche übersetzte und dadurch das der deutschen Kunst anhaftende Provinzielle überwand. Ihm erschwerte der deutsch-französische Krieg von 1870—71 weniger die Verständigung. Er weilte 1873 schon wieder in Frankreich, er kannte früher als ein anderer die moderne holländische Malerei, und seine Begegnung dort mit Frans Hals machte Schule. Auf Grund dieser Weltoffenheit wurde er der Begründer einer lebensfähigen Menzeltradition. Ihm gelang, der deutschen Rezeption den Schein einer Konzeption, einer nationalen Originalität zu geben.
Mit dem guten Europäertum hing die Berliner Bodenständigkeit eng zusammen. Hierin war er den französischen Impressionisten verwandt, die Weltgeltung erlangten, nicht obwohl, sondern weil sie fest im Heimatlichen wurzelten. Von Deutschland aus gesehen, steht Liebermann am Ende der Reihe, die von Daniel Chodowiecki über Gottfried Schadow, Karl Blechen, Franz Krüger und Karl Steffeck zu Adolph Menzel führt. Der künstlerisch noch jungfräuliche Kolonistenboden Berlins war ihm günstig, auch ihn erzogen Frugalität, Phrasenlosigkeit und Beharrlichkeit. Diese Feststellung ist ebenfalls unzeitgemäß, seit Preußen zerschlagen ist; sie ist geschichtlich darum nicht weniger wahr. Der ein sehr gewähltes Deutsch sprechende, mit Lessingscher Bestimmtheit formulierende Liebermann, machte seinem Berlinertum sogar die Konzession, in Erinnerung an Gottfried Schadow und Franz Krüger, ein wenig, doch auch nur ein wenig, mit dem Berliner Dialekt zu kokettieren. Niemals

vulgär oder gar rüde (Bettina von Arnim hat gesagt: »In Berlin wird alles rüde«), sondern um zu akzentuieren. Er schuf einen norddeutschen Impressionismus; als man in der Folge dann aber genau hinsah, war es im Grunde gar kein Impressionismus. Er suchte im Allgemeinen immer das Besondere, und im Besonderen das Allgemeine; er hatte die Sensibilität für das schlechthin Lebendige und Angemessene. Zwischen alter und neuer Kunst unterschied er grundsätzlich nicht, er glaubte an eine einzige unteilbare Kunst.
Auch die äußere Erscheinung war in jeder Weise bürgerlich. Man konnte ihn für einen Gelehrten halten. Er mochte nicht auffallen, das gewaltsam Originelle war ihm ebenso zuwider wie die Rolle eines ›Malerfürsten‹. Doch er war ebensoweit entfernt von der absichtlichen Vernachlässigung, die im 19. Jahrhundert in Künstler- und Literatenkreisen als eine Koketterie mit dem Minusvorzeichen zutage getreten ist. Ihm war Respektabilität vererbt. In Paris fiel er nicht als Fremder auf, in Holland wirkte er wie ein Holländer — um so mehr, als er die Sprache des Landes schnell lernte —, und als er sich mit sechzig Jahren ein Landhaus baute, trat er aus der Reihe anderer begüteter Berliner, die dasselbe taten, nur insofern hervor, als er diese Sommerwohnung ebenso durchkultivierte wie die Stadtwohnung. Wenn er aber auch überall ein Bürger blieb, war er dennoch die markanteste Erscheinung, wo immer er erschien. Sie prägte sich unvergeßlich ein, die Stimme blieb im Ohr, weil sie nur Wesentliches sagte. Beim Sprechen zog sich die Stirnhaut, die früh schon in einen kahlen Schädel überging, faltig zusammen, der scharfe Grat der Nase schien hinter jeden Ausspruch ein Ausrufungszeichen zu setzen, das feste Kinn machte jedes Wort zu einer Willenskundgebung, der Schnurrbart über dem ausdrucksvollen Mund sträubte sich, die dunklen Augen durchbohrten die Erscheinungen, das gelblich bleiche Gesicht war immer in heftiger Bewegung, es vibrierte von Geist

und Temperament. Die Sprechform war fast epigrammatisch, und man sah gewissermaßen, wie die Gedanken entstanden. Was jedoch nicht ausschloß, daß mancher Ausspruch vorbereitet war. Redselige Kürze, ließe sich sagen. Dagegen war er kein guter Zuhörer, kein teilnehmender Mensch. Das Beste war, daß alles naiv blieb: dem Klugen blickte ›das Kind im Manne‹ über die Schulter, und im rechten Augenblick beim Arbeiten, war er klug genug, nicht klug sein zu wollen.

Jack Common · Der Pfandleih-Zyklus

In unserer Familie hatten sich jedoch die häuslichen Verhältnisse in einer Hinsicht gebessert. Die Anforderungen des Großen Krieges beschränkten unseren kleinen dadurch, daß sie eine häufigere Abwesenheit eines der Kampfpartner mit sich brachten. Mein Vater war damals im Reserve-Turnus. Das muß näher erklärt werden. Ein Turnus besteht aus einer bestimmten Anzahl von Sonderdienstwochen mit Nacht- und Tagschichten, in denen das Lokomotivpersonal auf verschiedenen Gebieten des Bahnbetriebes arbeitet. Jede Woche fangen Fahrer, Heizer und Begleiter täglich zur gleichen Stunde an, in der folgenden verlagert sich dann dieser Zeitpunkt, bis nach etwa zwölf bis achtzehn Wochen die Liste der Anfangszeiten erschöpft ist: das kleine Schicksalsrad hat seine Umdrehung vollendet, und alles beginnt wieder von vorn. Es gab viele solcher Kreisläufe, Räder, die im Betrieb der verschiedenen Arten des Bahnverkehrs eine entscheidende Rolle spielten, und da man sich in jeder einzelnen erst auskennen mußte, brauchte der Eisenbahner Jahre, um sich langsam ein Karma zu erwerben, kraft dessen er von Stufe zu Stufe emporstieg, von den Erztransporten zu den Eilgütern, von Personenzügen zu Schnellzügen und so fort. Als nun der Krieg ausbrach, hatte mein Vater schon oft genug auf diese

Weise seine Runden gemacht und hinreichende Kenntnisse in den Maschinentypen und den mit ihnen befahrenen Strecken erworben, um für den sogenannten Reserve-Turnus geeignet zu sein. Der bestand aus Arbeiten, die etwas außerhalb des Üblichen lagen, – etwa Ausflügler- oder Truppenzüge. Diese außerfahrplanmäßigen Aufgaben vermehrten sich unter dem Druck des Krieges derartig, daß den Lokomotivführern häufig nicht mehr als das vertragliche Mindestmaß von sechs Stunden Erholung übrig blieb. Nicht einmal dieses bißchen Freizeit konnten sie so ohne weiteres immer zu Hause verbringen; die dienstfreie Zeit konnte grade fällig werden, wenn sie in Edinburgh, York oder Doncaster von ihrem Führerstand herunterstiegen, und das noch tagelang hintereinander, weil sie auf all diesen Stationen gleich einen neuen Dienst zugewiesen bekommen konnten.
Infolgedessen sahen wir von unserem Alten manchmal wochenlang nur wenig, und wenn er wirklich einmal nach Hause kam, war zu erwarten, daß er sich schleunigst ins Bett verfügte und erst wieder auftauchte, wenn das Klopfen des Rufers verkündete, daß ihm nur noch Zeit zum Essen und vielleicht eine halbe Stunde zum Lesen am Feuer bliebe. Er las Dickens, langsam und voll aufmerksamsten Verständnisses für den Wert jedes einzelnen Wortes. Monate hindurch blieb der gleiche Band an seinem Platz neben dem Herd liegen, wenn seine pfeifenfreie Hand ihn nicht hielt, und auf dem Rücken stand quer in Gold der berühmte Namenszug des Autors gemalt, der wie ›Gnarlio Diebrene‹ aussah.
Das klingt zwar alles ganz friedlich, aber in Wirklichkeit war uns nicht so oft ganz wohl zu Mute, wenn er anwesend war. Er konnte ja ständig seinen wohlbekannten, sogenannten Koller kriegen. Es war jederzeit möglich, daß er dem sorglosen Schlendrian der häuslichen Verschlampung mit einem plötzlichen Ausbruch kalter Wut Einhalt gebot. Ob er dabei im Recht war oder nicht, machte für uns wenig aus,

sobald er einmal angefangen hatte; wir wußten, daß uns eine äußerst ungemütliche Zeit bevorstünde, ohne daß hinterher etwas Gutes käme. Während seiner Abwesenheit gab sich jeder von uns alle erdenkliche Mühe, Mutter davon abzuhalten, daß sie allzusehr über die Stränge schlug. Sie entwickelte damals grade eine besondere Dreistigkeit in ihrem schlechten Benehmen. Darin war sie nicht die einzige – weit entfernt davon; vielleicht lags daran, daß der Krieg immer mehr Väter vom häuslichen Herd riß, wenn jetzt überall die Mütter anfingen, ganz entschieden eingebildet zu werden. Diejenigen, die zur Geselligkeit neigten, wie meine, unterstützten sich darin gegenseitig. Mutter mußte eben Freundinnen haben, und das waren seit Jahren schon welche von der Sorte, die man sich nicht recht nach Hause einzuladen traute – Kneipenbekanntschaften, Frauen, die ihren Kummer zwar zum Teil ersäuften, aber doch nicht verschwiegen genug waren – alles Weibsen, die Pech gehabt hatten. Meine Mutter verstand sich sehr gut darauf, weibliches Ungemach aufzuspüren, das sich hinter Schwarzbier oder andren alkoholischen Getränken versteckte: sie war sich ziemlich sicher, in jedem Lokal, über dem ›Gastwirtschaft‹ stand, eine ihrer Leidensgefährtinnen ausfindig zu machen. Wenn man sie zu Hause vermißte, dann bestimmt, weil sie *damit* beschäftigt war; sie hatte dauernd mit der Erledigung solcher kleinen Botengänge des Jammers zu tun, wie man sie nennen könnte, und sich einen ausgedehnten Kreis geschaffen. Dieser Kreis umschloß sie nun immer enger.

Die Muttchenclique nannte mein Vater ihn, weil seine Mitglieder die Angewohnheit hatten, voneinander immer als von Muttchen Dingskirchen und Muttchen Soundso zu reden. Meistens sah er nur ihre Rückseiten, aber das genügte, denn sowie er auftauchte, ergriffen sie die Flucht. Ganz schön – bloß erschien er eben nicht oft genug. Und wenn *ich* auftauchte, bekam ich allmählich immer regelmäßiger Muttchen

McGrewin oder Muttchen Smailes oder Muttchen Forbes zu sehen, die da dreist am Feuer hockte — dreist, sage ich, aber doch nicht mehr ganz so dreist, sobald ich eingetreten war. Denn für sie war entscheidend, daß ich dasselbe Geschlecht wie mein Vater hatte, ihm einigermaßen ähnlich sah (besonders, wenn er nicht dabei war) und bis zu einem gewissen Grade sein Stellvertreter war — und diese schlichten Tatsachen bereiteten ihnen ein wenig Unbehagen, so daß sie sogar mich zu ihren Gunsten zu stimmen suchten. Die Einstellung beider Parteien wurde während der ersten Minuten von dem Umstand beeinflußt, daß wir alle genau wußten, die eine von beiden werde sofort Reißaus nehmen müssen, wenn meines Vaters Schritte auf dem Gang hörbar würden. Daher denn auch die Redensarten, die jedesmal fielen — wie kräftig und gesund ich aussähe, meinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, aber Muttchen Kiddars Kinder sähen eben alle so gesund aus, man merke es, wie gut für sie gesorgt werde. Das letztere gehörte zum festen Repertoire der Komplimente, die sich die Muttchen immer gegenseitig zu machen pflegten, oft mit einem unterdrückten Aufstoßer, des größeren Nachdrucks halber. Ja sie sagten sie sogar hinter dem Rücken der Betreffenden! So galt es denn in diesem Kreise aufs bloße Hörensagen hin als ausgemacht, daß man zwar bei manchen Leuten in schlechtem Ruf stand (diverse feuchte Lippen lösten sich hier von den Gläsern und preßten sich fest zusammen), man trank wohl auch ein Gläschen (alles nickte leicht, in dankbarer Anerkennung, ausgenommen Muttchen Smailes, wenn sie grade mit dem Bezahlen an der Reihe war), aber nie und nimmer — oh, niemals! — werden wir unsere Gören vernachlässigen! (hach, allgemeines Geschmatze, denen haben wirs mal besorgt, allerdings!).
Nun war es eine seltsame Tatsache, die im Widerspruch zu allen Prinzipien der Sozialhygiene, der vernünftigen Vorsorge, der familiären wie der persönlichen Moralauffassung

stand, daß die Kinder der Muttchen äußerst gesund waren, durch die Bank weg. Muttchen McGrewins Brut zum Beispiel entlockte jeden Winter den Passanten großes Mitleid, wenn sie in ihrem dünnen Zeug auftauchte und barfuß im Schneematsch herumplanschte. Tja — fehlen tat denen nie etwas. Leute mit keinen Kindern sagten, das käme, weil der Teufel eben die Seinen nicht im Stiche ließe. Aber die andern Mütter konnten sich damit nicht so einfach trösten, wenn sie eilig unten um die Gassenecke liefen, um etwas für Klein-Alfies Brust oder Doris ihre Bronchitis zu besorgen, und dann diesem empörenden Straßengesindel von McGrewins begegnen mußten, das da strahlend und munter in seinem erbärmlichen Aufzug erschien.
Die zweite große Tugend der Muttchen war in ihren eigenen Augen, daß sie stets bereit waren, einander in der Not zu helfen. Wir Zyniker dagegen sahen darin nur ihre Bereitschaft, sich beieinander selbst zum Nötigen zu verhelfen. Sie pumpten. Sie pumpten sich Sachen von jedem Beliebigen, solang dieser Beliebige mitmachte, und wenn niemand wollte, pumpten sie sich gegenseitig an. Nicht zu praktischen Zwecken, i wo, — nicht, um aus einer augenblicklichen häuslichen Schwierigkeit zu kommen — nein, sie liehen sich Sachen, um sie zu versetzen. Das Versetzen war das wirtschaftliche Prinzip, auf dem ihre gesellige Gemeinschaft beruhte, der Vorwand für allerlei eigentlich unerlaubte Geschäfte, das ›Anliegen‹, das diese betriebsamen Weiber vor mancher Vorladung wegen Herumtreibens bewahrte, die ihnen sonst gedroht hätte. Natürlich konnte es, wie überall im Geschäftsleben, einmal einer dieser Damen passieren, daß ihr in ihrem eigenen Warenhaus oder Magazin das Material knapp wurde. Alles Versetzbare war schon weg — sie hatte nichts mehr, dessen sie sich noch bemächtigen konnte. Aber Gott sei's gedankt, sie stand als Unternehmerin ja nicht allein, sie hatte Freundinnen, sie konnte mal rasch hinüber zu Mutt-

chen Soundso, und die half ihr dann sofort aus. Wie Sie sehen, war es ein bewundernswertes System, das allen seine Vorteile bot.

Daß meine Mutter zu den Mitgliedern dieses Vereins gehörte, gab zweifellos dem Kreislauf unseres Hauswesens einen größeren Schwung. Jeden Montagmorgen entwickelte sie einen Bienenfleiß, und jede ihrer Bewegungen schien zu sagen: ›Fang wohlgemut die Woche an!‹ Da stand sie nun, sauber gewaschen, die Haare gebürstet, mit dem Ausdruck des von Energie und Zweckbewußtsein befeuerten Willens – es war ein Vergnügen, jemanden so entschlossen und diszipliniert einem Ziel entgegenstreben zu sehen. Aber ihre Tätigkeit war nur, alles für ihr Bündel zusammenzusuchen; das enthielt vermutlich den Sonntagsanzug ihres Mannes, aber es konnten auch Tischtücher mit drin sein, Bettlaken, Decken, Vorhänge, Vasen, Bücher, alles mögliche, dafern es mittels leichter Nachhilfe mobil zu machen war. Schon zog sie ab, das Bündel in der einen, den Stock in der andern Hand, und wann man sie wiedersah, das mochte Gott wissen.

Sie machte es nicht als einzige so. Allen Straßen in der Byker- und Heaton-Gegend – um nicht noch weiter zu gehen – war diese Montagmorgenprozession von Bündelträgerinnen ein völlig vertrauter Anblick. Fremde mochten denken, es sei Waschtag, was in vielen Häusern ja auch der Fall war, aber hier handelte es sich nicht um Wäscherinnen. Da kamen sie an, meistens jede für sich, die halbwegs reparierten Überlebenden des unterschiedlichen Wochenendes, einige mit blauem Auge, manche bloß verkatert, etliche balancierten ihr Bündel auf dem dicken Bäuchlein, das eine mehrmonatige Mitgliedschaft im Storchenklub verriet, andre waren dafür zu verschrumpelt, einige kamen mit Kinderwagen, leeren oder vollen, und manche drückten sich hastig mit einer vermummten Last vorbei. Stets gehörte zu diesem Zug auch ein kleiner Junge oder so, der sein Bündel in einer Seifenkiste vor sich

herschubste. Alles pflegte dort zusammenzutreffen, wo das Wappen der Medici mit seinen drei Kugeln denjenigen Hilfe verhieß, die an Bargeldmangel litten.

Ja, es war doch eine nette Sache, wenn man sich erst einmal dran gewöhnt und allen falschen Stolz abgelegt hatte. Muttchen Dies und Muttchen Das waren wieder beisammen, und dazu noch anläßlich streng rechtlicher Geschäfte. Sie erhoben ihre Bezüge und verdrückten sich in die nächste Kneipe. Da wars denn Essenszeit geworden, ehe sie es noch ahnten. Aber es war ja noch kaltes Fleisch vom Sonntag übrig, falls sie einen Braten herausgewirtschaftet hatten (sie sagten immer, daß sie einen ›herausgewirtschaftet‹ hätten, als wenn das eine furchtbare Finanzoperation wäre, die nur ihrer langjährigen Erfahrung und haushälterischen Begabung gelingen könnte), und wenn es Zeit wäre, die Kartoffeln aufzusetzen, wollten sie auch gehen. Aber schließlich hat eine Frau ja auch bloß zwei Hände und kann nun mal nicht alles gleichzeitig erledigen – ja, das is auch wahr, Muttchen Forbes, und ich bin überzeugt, Sie tun wirklich Ihr Teil, un wenn Sie auch sonst gar nix täten, das haben Sie jedenfalls getan, na, bis heut abend denn! Un die Ohren steif halten, ja?

Abends trafen sie sich wieder, immer noch mit dem Geld von der Pfandleihe gut bei Kasse. Erst am nächsten Tag fingen sie an, sich Gedanken zu machen, ob es bis zum Zahltag reichte. Solange das Spiel noch neu war, ging es auch gut, und für die Hausfrau war es wirklich eine gewaltige Erleichterung, wenn sie über den Armutsabgrund der Wochenmitte diese silberne Brücke hatte bauen können. Am nächsten Zahltag schlossen sie sich dann zu einer anderen Prozession zusammen, zum Zug der Erlöserinnen diesmal, und über das Wochenende standen alle Götter des häuslichen Herdes wieder auf ihren Sockeln. Es war ein klassisches Beispiel für den Nutzen des Kredits, von zwei Mängeln abgesehen. Angenommen, der Alte brauchte zufälligerweise während der

Woche seinen besten Anzug und versäumte es, Muttchen von dieser Notwendigkeit rechtzeitig zu benachrichtigen: da klappte es dann nicht. Bei meinem Vater (der wohl grade einmal wieder fremd ging) gab es, wenn so etwas vorkam, eine fürchterliche Explosion, ganze Waldungen frisch aufgeforsteten Wohlwollens wurden niedergewalzt, und wohin man im trauten Kreise blickte, sah man erbleichende Gesichter. Der zweite Haken war der, daß das Leihhausgeld schlecht vorhielt. Die braven Damen sahen sich am Donnerstag, bald bereits mittwochs genötigt, dem Tor zu den Drei Messingkugeln einen weiteren Besuch abzustatten. In Begleitung einer Standuhr oder der Nähmaschine – irgend etwas dieser Art, das grade zur Hand war. Und diese Sonderaushebung verlängerte die Loskaufliste dermaßen, daß einem immer weniger Geld für den Haushalt in der Hand blieb. Die Sonntagsrinderbraten schrumpften zusammen; verwandelten sich in Kaninchenbraten; es war nicht mehr möglich, den Brotmann ganz zu bezahlen, alle Kohlen, die Milch, nicht einmal die Wochenmiete. Na laß nur, da gibt man eben diesen Hausplagegeistern etwas als Abschlagszahlung, und wenn der Mann merkte, was da vorging, und darauf bestand, man müsse auf irgendeine Weise klarkommen, dann ließ man die Nähmaschine sausen, oder die Blumenvasen oder eine Uhr – die fälligen Zinsen konnte man ja immer noch zahlen.

O ja, wer des Namens Muttchen würdig war, zahlte stets seine Zinsen! Es war erhebend anzusehen, was für einen gesunden Stolz auf sich selbst die süffelnden älteren Damen dieser Tugend wegen zeigten. Es war ja gar nichts endgültig weg, sehen Sie, sie konnten einem die Pfandscheine ja zeigen! Trotz alledem konnte es aber vorkommen, daß eine der Damen Mitte der Woche, in der Zeit der großen Dürre, über nichts Versetzbares mehr verfügte. Da wurde dann an unserer Hintertür gerappelt. Alle wußten, was los war. Wenn Vater im Hause war, wurde Muttchen Kiddar rot wie ein

Sonnenuntergang im Winter, ließ auf dem Fleck ihre Bratpfanne stehen und trippelte mit einer für einen halbgelähmten Menschen erstaunlichen Geschwindigkeit über den Hof, während ihr Mann sie vom Fenster aus mit einem sardonischen Gesichtsausdruck beobachtete, wie er zu einem Sattelplatzspion gepaßt hätte, der grade dahintergekommen ist, daß der Derbyfavorit auf allen vier Beinen lahmt. Ein Zwiegespräch an der Hintertür, mit einem aufs Minimum beschränkten Wortlaut – und das Geschäft war abgelehnt. War er jedoch nicht zu Hause, so kam Muttchen Smailes oder sonst jemand ihrer Art durch das feindfreie Gelände gekrochen und schlängelte sich mit einem so öligen Lächeln bis zu einem Küchenstuhl, daß es einem vorkam, als hätte sie eigentlich Salz und Pfeffer drüberstreuen sollen, bevor sie es ringsherum anböte. Nach dem üblichen Eröffnungszug mit dem guten Aussehen der Kinder, das doch der Mutter alle Ehre mache, zog Muttchen Smailes ihre eine Hand unter der Achsel hervor, holte damit auch die andere heraus, schlug sie beide ineinander und fing an, sie sich zu reiben – jetzt kam die Leidensgeschichte. Ihr Gatte mußte zu einer Beerdigung und brauchte seine Sonntagssachen – wie sollte sie die nur jetzt rauskriegen, mitten in der Woche, wo kein Geld reinkam und die letzten Groschen mit dem Essen für die Kinder draufgingen! Oder ihre Älteste bekam ein Baby, und sie mußte jetzt ein paar Bettlaken auslösen, weil das arme Mädchen ja auch nicht einen einzigen Stich hatte nähen können, wo ihr Mann doch momentan sitzen mußte, bloß weil er eine Kiste Apfelsinen mit nach Hause genommen hatte, auf die das Mädchen so scharf gewesen war, wie uns das ja allen in dem Zustand immer geht. Keine dieser Geschichten erlaubte einen unmittelbar praktischen Schluß, nur kam in ihnen allen ein Punkt, an dem Muttchen ihre Hand in den Schoß legte, als wäre sie ihr schließlich da ganz einfach hingefallen, und ernsthafter zu reden anfing, indem sie betonte, daß sie ja

niemanden belästigen wolle, so was täte sie nie ... Das war für Muttchen Kiddar das Stichwort. »Ich weiß, das tun Sie nicht«, sagte sie dann beschwichtigend. »Mein Gott, Beste, ich bin ja selbst auch schon in Schwierigkeiten gewesen und weiß, was das heißt.« Und so weiter, während wir, die Zuhörer, an dieser Stelle wußten, daß jetzt irgend etwas aus dem Haus verschwinden würde, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen. »Ich denk auch an Sie, natürlich«, waren Muttchen Smailes' letzte Worte. Sie dachte nicht daran.
Ebenso vergeßlich waren diejenigen, die zum Pumpen an die vordere Haustür kamen. Man konnte sich tatsächlich dieser Pfandjägerinnen nur durch die Anwendung des schärfsten Mittels erwehren, nämlich dadurch, daß man selber alles schon vorher versetzte. In dieser Hinsicht schoß Mrs. McGrewin den Vogel ab. Sie hatte ihren Haushalt bis zu einem Grade von allem entblößt, den selbst Thoreau niemals in Betracht gezogen hatte. ›Einfachheit!‹ sagte der Philosoph Neuenglands. Nun – sie hatte sämtliche Zimmer so weit vereinfacht, daß außer dem ursprünglichen Ockerton der Wände so gut wie nichts mehr darin war. Die Jalousien waren, da sie mit zur Wohnung gehörten, an den Vorderfenstern heruntergelassen, aber die Gardinen fehlten. Ein Doppelbett war übrig geblieben, zweifellos aus Rücksicht auf die bescheidenen Bedürfnisse ihres Mannes; im übrigen schliefen die Kinder auf dem Fußboden, in Zimmern ohne Uhren, Vasen, Bilder und Geschirr – trinken mußten sie aus alten Marmeladentöpfen. In dieser fast nirwanahaften Leere von allen Bedarfsgegenständen herrschte Frieden. McGrewin selbst, der Monteur war und nicht Philosoph, wie man annehmen könnte, war ein stiller Pfeifenraucher, der täglich in seiner Arbeitskluft seinem Beruf nachging; abends, wo er eine Melone und einen verschossenen blauen Anzug trug, trank er sein Viertel für sich (niemals mit seiner Frau), ein friedliebender Mann, leicht zu gängeln, der niemandem ein

böses Wort gab — kurz, ein typischer Ire. Vielleicht hatte er die Gabe, seine Umwelt völlig vergessen zu können, und lebte also hinlänglich zufrieden und glücklich — aber auch die Kinder waren zufrieden. Und die Kinder in der Nachbarschaft, ganz besonders meine Schwestern, kamen liebend gern in seine Wohnung. Das Leben dort war ein Picknick ohne Ende, wie wir zu hören bekamen; das einzige Haus in der Straße, wo sie wirklich vom Fußboden essen und dazu, um alles hinunterzuspülen, aus einem richtigen, appetitlichen Marmeladentopf trinken konnten. Das war auch so ein sonderbarer Widerspruch, über den die pflichtgetreuen Mütter unseres Viertels nachzugrübeln hatten.

Natürlich sorgte Muttchen McGrewin richtig für ihre Sprößlinge. Man konnte sehen, wie sie es tat, konnte kaum umhin, es zu sehen, weil sie sich, wenn sie einen sitzen hatte, nur im Laufen auf den Beinen halten konnte. Sie lief also und kam oft bei uns vorbei, brauste in gewaltigem Tempo durch die Dritte, die große Nase voraus, der schwarze Dutt wippte auf und nieder, wie Schmalzblasen schwappten ihr die fetten weißen Waden über den Schnürstiefeln, und hinter ihr wirbelten Bierdüfte durch die Luft. Sie war eine Schnapseule, die zum Nest zurückflog, und irgend etwas zu futtern hatte sie bestimmt in ihrer Tasche. Und allem Anschein nach wurde sie auch stets von ihrer nachsichtigen Familie willkommen geheißen. Lange Zeit waren es alles nur Mädchen, an die vier Stück, danach kam ganz spät und heiß ersehnt noch ein Sohn an. Muttchen war so überglücklich mit ihm, daß sie ihn jahrelang nährte. Aber mit der Zeit führte das zu sonderbaren Situationen. Der Bengel war in manchem frühreif; mit drei Jahren gewöhnte er sich das Rauchen an und pflegte Anwesende zuweilen durch seine Art zu entzücken, wie er die Brust fahren ließ und hinüberwackelte, um sich Feuer für seine Kippe auszubitten, oder umgekehrt. Andere mißbilligten dieses schändliche Schauspiel oder versuchten es wenig-

stens; so richtig aus vollem Herzen vermochte jedoch niemand die McGrewins zu beklagen – ihre Art zu leben schien ihnen so gut zu bekommen.
Meine Mutter war sehr bald in den erwähnten Pfandleih-Zyklus eingespannt und hatte einen Teil unserer Häuslichkeit etwas auf den Trab gebracht, obgleich sie zu sehr durch ihren etwas ›komischen‹ Mann behindert wurde, um es darin zu der McGrewinschen Vollendung zu bringen. Nach und nach gewöhnten wir uns an ihre Tätigkeit als Hausspuk; erst waren die Sachen da, dann weg, dann wieder da. Ein schwerer Regenmantel, der auf dem Gang gehangen hatte, solang ich denken konnte, verschwand spurlos; soweit wir davon wußten, hätte er auch schon vor Jahren gestohlen worden sein können, aber allen Vermutungen in dieser Richtung wurde plötzlich ein Ende gemacht: der Mantel kehrte zurück. Mit ein paar leichten Sommermänteln ging es ähnlich: die waren dann wieder weg. Eine ›Geschichte des Großen Krieges‹, die wir im Lauf der Kriegsjahre Band für Band bekamen, witschte bei uns ein und aus, war niemals vollzählig da und ebensowenig jemals ganz fort. Ein Werkzeugkasten, einige wohlbekannte Nippsachen, eine Walzgold-Uhrkette, ein paar Karaffen – alle teilten dieses Flüchtlingsdasein. Wir fragten schon gar nicht mehr nach Sachen, deren wir nicht sofort habhaft werden konnten; waren sie zufälligerweise trotzdem die ganze Zeit dagewesen, dann tobte meine Mutter, weil wir sie so ohne weiteres beschuldigt hatten. Eines Tages, als mein Vater wieder einmal von einem langen Außendienst zurückkehrte, um ein bißchen Urlaub zu machen, verfiel er wieder auf seinen alten Sport, alle Uhren in Ordnung zu bringen. Nun waren Uhren im wesentlichen ein ihm allein vorbehaltenes Gebiet; niemand ließ es sich im Traume einfallen, sie anzurühren, ob er nun anwesend war oder fort. Da waren sie nun alle, klar und deutlich sichtbar, und er ging gemächlich von einer zur anderen, ölte, putzte und zog sie



Fritz Kredel . Holzschnitt zu Aucassin und Nicolette

auf – in seiner Welt stand alles zum besten. Bis ihm eine Uhr einfiel, mit der er sich im allgemeinen nicht abgab, das marmorne Pantheon im Vorderzimmer. Weg! Einfach weg! Na ja, natürlich wars ja Mutters eigene Uhr, die sie in aller Form geschenkt bekommen hatte, aber derartige Fragen fielen bei ihm kaum ins Gewicht. Als er mich rief, ich sollte doch mal kommen und gucken, machte ich mich schon auf einen Kriegsausbruch gefaßt. Sonderbarerweise war er nicht im geringsten ungehalten. Er war einfach fassungslos über die irrsinnige Energie, die diese Frau aufbringen konnte, um im Handumdrehen etwas Geld heranzuschaffen, denn die Uhr war so schwer wie eine Tonne Blei und machte sogar einem starken Mann zu schaffen, wenn sie auch nur ein Stückchen von der Stelle bewegt werden sollte. Und doch hatte ein gewisser Jemand, der lahm war und am Stock ging, sie aus dem Haus und ein paar Straßen längs geschleppt und würde sie zweifellos auch den ganzen Weg wieder zurückschleppen. Dies eine Mal ertappte ich meinen Vater dabei, daß er die Frau einfach bewunderte.

Hätte er das doch nur öfter tun können! Aber er konnte es nicht: um jemanden bewundern zu können, muß man unberührt bleiben, darf nur für einen kurzen Augenblick aus einer Weltvergessenheit aufgetaucht sein, wie sie den alten McGrewin einhüllte. Den echten Sonnennaturen ist es möglich, ihren Spaß an einem Dasein zu haben, das sich in einem Kaleidoskop von Haushaltsgegenständen abspielt, in dem die Dinge auftauchen und wieder verschwinden, je nach der Laune eines Leihhaus-Kobolds; aber mein Vater war kein sonniger Mensch. Im Gegenteil, er hatte eine festgelegte Rolle und konnte wohl einfach nicht umhin, sich ganz an sie zu halten. In unserer häuslichen Sprache hieß es, daß er dazu verdammt sei, dauernd einen Koller zu kriegen; vielleicht stimmte das gar nicht so genau, aber wir glaubten daran, und der herrschende Glaube, ob er nun ganz oder nur halb be-

rechtigt ist, tut in jedem Falle seine Wirkung. Und zwar derartig, daß in dem Augenblick, wo man seinen Schlüssel in der Tür hörte oder sein Bett knarrte, weil er aufstand, die Stimmung gedrückt wurde – es lag etwas in der Luft, das auf das Kommende wartete.
Kam er in diese Atmosphäre hinein, so deutete er die allgemeine Erstarrung nicht als Furcht vor seiner üblen Laune, nein, er ahnte Schuldgefühle und daß den andern Dinge bekannt waren, die er noch nicht wußte. Er blickte umher, um festzustellen, was schief gegangen war. Das konnte vieles sein. Vielleicht war Mutter eben erst aus ihrem Muttchendasein zurückgekehrt und meinte, noch in den seligen Gefilden einer Bierdiskussion zu schweben, aber sie war fahrig und redete mit schwerer Zunge, und die Kleinen beobachteten sie entsetzt. Schlimmer wars, wenn sie noch fort war. Die Mädchen waren fertig zum Zubettgehen, aber sie war nicht da. Wenn sie dann kam, zu ihrem Ärger nur ein paar Minuten zu spät, und von Vater mit einer frostigen Bemerkung begrüßt wurde, war ihr nicht nur vom Dämon Alkohol der Rücken gestärkt worden, sondern höchstwahrscheinlich auch noch durch die Brandreden, welche die Muttchenclique im Hinterstübchen ihrer Kneipe wider die Ehemänner geführt hatte. Und so gings denn bei uns los. Eiskalte Kritiken, prompte Erwiderungen, wobei jede Seite nach der ihrem Geschlecht eigentümlichen Methode der andern immer wieder eins auswischte. Als Debatte hatte die ganze Sache überhaupt keinen Sinn, denn was kann bei einem Streit zwischen zwei Gegnern herauskommen, der auf der Polarität ihrer Geschlechter beruht? Entweder führt die Leitung Strom und bewirkt den physikalischen Funken eines Knuffs oder Kusses, oder sie ist tot und endet mit einer Trennung. Die beiden hier konnten sich aber nicht trennen – ein solcher Schritt war ihrer Überlieferung fremd. Und küssen konnten sie sich vor den Kindern auch nicht. Nun, eines Abends also kam ich nach Hause und

mußte feststellen, daß grade die übliche Szene durchgespielt wurde. Ich war jedoch ein wenig zu spät dran — die Spannung zwischen dem verbissen dasitzenden Mann und der hochroten, herausfordernd frechen Frau, die zwar stand, aber immer noch nicht ging, war nahe daran, in Tätlichkeiten auszuarten. Als ich mich grade hinsetzte, schlug der Blitz ein: der Mann sprang urgewaltig auf, noch einmal kreischte die Frau los, die Kleinen heulten lauter, und dann kam diesmal etwas ganz Neues hinzu — plötzlich stand ich selbst auf den Beinen, um mich mit meinem ganzen Gewicht dem tobenden Mann in den Weg zu werfen.

Der Angriff hatte einigen Erfolg, weil er unerwartet gekommen war und mein Vater nicht fest auf den Beinen gestanden hatte. In seiner Überraschung drehte er sich um und hob die Faust grade so weit, daß sie meinen Unterkiefer traf. Ich glaube, daß er über diesen halben Schlag völlig entsetzt war; er wich zurück, während ich mit dem elendigen Gefühl, mein Kiefer müßte ausgerenkt sein, etwas weiter in den Ring trat. Ich war weiß wie die Wand geworden und war auch in Weißglut. In diesem Augenblick verstummten die kleinen Mädchen plötzlich, Mutter schlüpfte hinaus und war weg.

Mein Vater wandte sich ab, sagte so etwas, wie daß mich niemand gebeten habe, meine Nase da hineinzustecken, und langte nach seiner Pfeife. Die Mädchen rutschten von ihrem Sofa und machten, daß sie ins Bett kamen — für diesen Abend war das Stück aus. Ich setzte mich, um mir die Schuhe aufzuschnüren, und wenn sonst noch etwas gesagt worden ist, so weiß ich es nicht mehr, nur noch, wie mich das Gefühl überwältigte, nun mein Debut auf der Bühne der volljährigen Männlichkeit hinter mich gebracht zu haben, aus dem Stegreif sozusagen, ohne eine Gelegenheit, vorher noch zu proben. Ich war fast vierzehn; an diesem Abend fand ein Abschnitt meiner Kindheit sein Ende.

Aus dem Englischen übertragen von Peter Dülberg

Christian Morgenstern · Das Mondschaf

SECHS GALGENLIEDER

Das Mondschaf

DAS Mondschaf steht auf weiter Flur.
Es harrt und harrt der großen Schur.
  Das Mondschaf.

Das Mondschaf rupft sich einen Halm
und geht dann heim auf seine Alm.
  Das Mondschaf.

Das Mondschaf spricht zu sich im Traum:
»Ich bin des Weltalls dunkler Raum.«
  Das Mondschaf.

Das Mondschaf liegt am Morgen tot.
Sein Leib ist weiß, die Sonn ist rot.
  Das Mondschaf.

Das Nasobem

AUF seinen Nasen schreitet
einher das Nasobem,
von seinem Kind begleitet.
Es steht noch nicht im Brehm.

Es steht noch nicht im Meyer.
Und auch im Brockhaus nicht.
Es trat aus meiner Leyer
zum ersten Mal ans Licht.

Auf seinen Nasen schreitet
(wie schon gesagt) seitdem,
von seinem Kind begleitet,
einher das Nasobem.

Christian Morgenstern . The Moon Sheep

Authorized English Version by Wilhelm Eitzen

The Moon Sheep

THE Moon Sheep, on the lea forlorn,
Stands and is waiting to be shorn.
  The Moon Sheep.

The Moon Sheep munches just two stalks
And to its alp it gently walks.
  The Moon Sheep.

The Moon Sheep mutters in its sleep: —
I am the world-space, dark and deep.
  The Moon Sheep.

The Moon Sheep, in the morning, 's dead.
The sheep is white, the Sun is red.
  The Moon Sheep.

The Nasobeme

UPON his noses walketh
Erect the Nasobeme,
And to his child he talketh.
You don't find him in Brehm.

I got him from no annual,
Encyclopædia,
Or any other manual,
But from my cithara.

Upon his noses walketh,
not now an anonym,
Whilst to his child he talketh,
Erect the Nasobeme.

Das Knie

Ein Knie geht einsam durch die Welt.
Es ist ein Knie, sonst nichts!
Es ist kein Baum! Es ist kein Zelt!
Es ist ein Knie, sonst nichts!

Im Kriege ward einmal ein Mann
erschossen um und um.
Das Knie allein blieb unverletzt –
als wärs ein Heiligtum.

Seitdem gehts einsam durch die Welt.
Es ist ein Knie, sonst nichts.
Es ist kein Baum, es ist kein Zelt.
Es ist ein Knie, sonst nichts.

Das Huhn

In der Bahnhofshalle, nicht für es gebaut,
geht ein Huhn
hin und her ...
Wo, wo ist der Herr Stationsvorsteh'r?
Wird dem Huhn
man nichts tun?
Hoffen wir es! Sagen wir es laut:
daß ihm unsre Sympathie gehört,
selbst an dieser Stätte, wo es – »stört«!

Die unmögliche Tatsache

Palmström, etwas schon an Jahren,
wird an einer Straßenbeuge
und von einem Kraftfahrzeuge
überfahren.

The Knee

A knee walks on its lonely track.
It is a knee, that's all!
It is no tree! It is no sack!
It is a knee, that's all.

When war did rage, a man was shot,
And all his members too.
But — wonderful! — the knee was not —
As if it were taboo.

Since then, it walks its lonely track,
It is a knee, that's all.
It is no tree, it is no sack.
It is a knee, that's all.

The Hen

On the railway platform, not built for her "crowd",
Walks a hen
To and fro . . .
Where, where is the Station Master, though?
Well, will she
Go scot-free?
Let us hope so! and declare aloud: —
That we fully sympathize with her,
Even here, where she's a nuisance, Sir!

The Impossible Fact

Palmstroem, well preserved so far,
Is run down, head over heels,
At a corner by the wheels
Of a car.



»Wie war« (spricht er, sich erhebend
und entschlossen weiterlebend)
»möglich, wie dies Unglück, ja –:
daß es überhaupt geschah?

Ist die Staatskunst anzuklagen
in bezug auf Kraftfahrwagen?
Gab die Polizeivorschrift
hier dem Fahrer freie Trift?

Oder war vielmehr verboten,
hier Lebendige zu Toten
umzuwandeln, – kurz und schlicht:
Durfte hier der Kutscher nicht – ?«

Eingehüllt in feuchte Tücher,
prüft er die Gesetzesbücher
und ist alsobald im klaren:
Wagen durften dort nicht fahren!

Und er kommt zu dem Ergebnis:
Nur ein Traum war das Erlebnis.
Weil, so schließt er messerscharf,
nicht sein *kann*, was nicht sein *darf*.

Korf erfindet eine Art von Witzen –

Korf erfindet eine Art von Witzen,
die erst viele Stunden später wirken.
Jeder hört sie an mit langer Weile.

Doch als hätt ein Zunder still geglommen,
wird man nachts im Bette plötzlich munter,
selig lächelnd wie ein satter Säugling.



As he rises thereupon
(Resolutely living on),
How (he muses) could befall
Such an accident at all?

May I blame the Government?
Call policemen negligent?
Or, perhaps, the motorist
Might here drive, just as him list?

Was it not forbidden then
To convert here living men
Into corpses? Now then, what?
Must – or might the driver not . . . ?

Bandaged up, he tracks the codes,
Acts, and bills regarding roads,
Till removed he finds the cloud: –
Driving there was not allowed!

The result would, therefore, seem: –
The event was but a dream.
For, he reasons trenchantly: –
That which must not, cannot be.

Baron Korf invents a sort of jokes –

BARON Korff invents a sort of jokes
Which go home but after many hours.
Everyman is bored, while they are told.

But, as if some fuse hat been a-glowing,
Suddenly you start at night from slumber,
Chuckling happy like a well-fed baby.



Es muß auffallen, wie nach dem Karfreitag die Frauen in den Vordergrund rücken. Die entsetzliche Leere, die sich zwischen Karfreitagabend und dem Ostersonntag hindehnt, also zwischen dem Scheitern der Hoffnung, der Rabbi werde zuletzt doch noch ein alljüdisches Gottesreich schaffen, und der Gewißheit vom auferstandenen Christus – diese Leere wird nur von einer einzigen Person überbrückt. Es ist eine Frau. Maria aus Magdala heißt sie.

Von den Jüngern, außer Petrus und Johannes, ist ja schon seit Gethsemane nicht mehr das geringste zu sehn. Sie sind geschüttelt von Gestapo-Angst. Dann Petrus; auch er tritt während des nächtlichen Vorverhörs ab, ist von da an ziemlich gründlich verschwunden, nicht einmal unterm Kreuze dabei. Maria aus Magdala erst wird es sein, die ihn zurückholt; erst durch die Kraft dieser Frau wird er einbezogen ins Ostergeschehen. Maria, die Mutter des Herrn, wird zuletzt unterm Kreuze erblickt. Die Schmerzensmutter ist nun am Ende der Kraft; von Schwertern durchbohrt: Leid aller überlebenden Mütter. Und Johannes muß bei Maria sein, irgendwo in Jerusalem, wo man den beiden ein Obdach gewährt; die Kreuzesworte binden ihn ja. Alles fort also. Wenn erfüllt werden soll, was die Sitte vorschreibt, und es muß erfüllt werden, daß der Leichnam vor Sabbat-Anfang bestattet sein muß, müssen zwei Fremde eingreifen; es sind gerade Männer der Gegenpartei, hohe Beamte: Joseph von Arimathia und Nikodemos, der eines Nachts zu theologischem Gespräche zu Christo kam.

Dann kommt der Sabbat. Ungeheuere Pause. Starre der Verzweiflung scheint sich ausgebreitet zu haben. Der Messias, der das freie Judäa herbeiführen sollte, gescheitert und alles ist aus.

Und dann jener Morgen. Fragt man sich, welche Frauen es

waren, die zwischen Morgengrauen und Sonnenaufgang durch die dunklen und schmutzigen Gassen der Altstadt von Jerusalem eilten, um ihren Herrn, der nun auf einmal nicht mehr ihr Herr, sondern das Ziel ihres Erbarmens war, zu umsorgen, so kann es sich nur darum handeln, ob es zwei (wie Matthäus sagt) oder drei (wie Markus und Lukas berichten) oder vier (da Markus und Lukas als dritten Namen zwei verschiedene nennen) gewesen sein mögen: – jedenfalls Frauen. Und jedenfalls Frauen allein. In der Katastrophe: Frauen allein. Und es kann kein Zweifel bestehn, daß Maria aus Magdala die Szene beherrscht. Es ist sicherlich so, daß die ein oder zwei oder drei anderen Frauen in ihrem Fahrwasser sind. Sie führt an, die andern sind Nebenfiguren.

Wer ist denn die Frau? Man kennt sie nur flüchtig. Es heißt von ihr, Christus habe sie, da sie von sieben Dämonen besessen war, geheilt. Also war sie gestört, vielleicht melancholisch, vielleicht depressiv oder wie wir das nennen. Geheilt hing sie ihrem Retter in Hingabe an; bei Lukas heißt es, die heilige Schar habe während der Wanderschaft von ihrem Vermögen und dem zweier anderer Frauen gelebt. Mehr wissen wir nicht. So gering ist unsere Kenntnis, daß ihre Gestalt Jahrhunderte lang mit jener dorfbekannten Burschenzuflucht verschmolz, die eines Tages, als Christus beim Essen und beim Gespräch war, sich von hinten an Jesus heranmachte und seine Füße mit Tränen und mit Parfüm genetzt und unaufhörlich geküßt und mit ihren Haaren getrocknet hat, worauf Christus, welcher Choc für die Anständigen, sagt: »Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt!« Nur aus dem Umstand, daß Lukas gleich nach dieser Geschichte die Maria und ihre sieben Dämonen erwähnt, ist eine Verschmelzung entstanden; der große Augustinus hat die zwei Gestalten zusammengenommen, es war ihm eine Lieblingsidee. Der Evangelienbericht lautet anders.

Nun aber ereignet es sich, daß seit der Kreuzesstunde auf einmal helles und immer helleres Licht auf sie fällt. Wir finden sie unter dem Kreuz. Dann, als alle Angehörigen fort sind, ist sie bei der Bestattung dabei. Als auch die fremden Helfer weggehen, scheint sie geblieben zu sein, wankt und weicht nicht, nur daß sie nach Sabbat-Ende in die Stadt zu Besorgungen geht.
Dann, gegen Morgen, kommt ihre Stunde. Alles, alles kommt jetzt auf sie zu. Ihre Treue, ihr Erbarmen, ihre Standhaftigkeit, ihr nach nichts, nach gar nichts fragender Trieb treibt sie zum Durchbruch. Sie ist die erste, der die ungeheuere Gewißheit erwächst, daß der Tod Christi kein Ende, sondern ein Anbeginn ist.
Und nun also:
Maria aus Magdala steht vor dem Grab. Sie wendet sich, sieht eine Gestalt, aber sie merkt nicht, daß Christus es ist. Es ist mit den Augen ja auch nicht zu erkennen, nie, auch in Emmaus, auch bei den Jüngerversammlungen nicht. Sie denkt: der Gärtner Herrn Josephs wird es wohl sein. Es werden Worte gewechselt und sie merkt es immer noch nicht: auch das Ohr kann nichts melden. Da ruft sie Christus beim Namen: »Maria!« Es ist der Namensanruf, wir kennen ihn aus der Paradiesesgeschichte. Dies ist ihr Augenblick, dies ihr Ereignis: sie bricht in die Kniee und sie leistet das Ihre, indem sie antwortet: »Rabbuni!« – das ist, in einem einzigen Wort, ein jähes Glaubensbekenntnis, denn es ist die feierlich gesteigerte aramäische Anrede, die nur dem Gott, keinem Menschen gebührt. Und so ist sie die erste, die an den Auferstandenen glaubt.
Das ist der ewige Preis dieser ruhmlosen Frau, die leidenschaftlich, nicht nachdenkend, erbarmungsstark, triebhaft und bedenkenlos ist. Im Verzweiflungsmeer dieses Morgens ist sie Stilla maris, der einzig glaubende Tropfen. Sie kann im Grund nur gebären. Aber siehe, ihr Schoß ist zu höchster

Empfängnis bereit. Mit ihrem Anruf »Rabbuni!« hält sie den Sturm des Widerfahrnisses aus.
So kann es denn von ihr heißen, bei Markus, dem ältesten, löwenstarken Evangelisten: »Jesus, da er auferstanden war, erschien am ersten der Maria aus Magdala, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte.«
Man kann den Glanz dieses Augenblicks, diesen Ausbruch von Glauben nur recht ermessen, wenn man ihn mit den andern Glaubensmomenten der Auferstehung vergleicht. Sie betreffen Johannes und Thomas. Maria aus Magdala hat, das Grab leer findend, den Petrus und den Johannes aus der Stadt hergeholt. Johannes, schneller laufend als Petrus, ist als erster zur Stelle. Er bückt sich, sieht die Leinenbinden daliegen, das Schweißtuch liegt extra. Aber er geht nicht hinein. Jetzt kommt Petrus an, geht ohne Umstand hinein, sieht alles, merkt nichts, es nimmt ihn bloß »wunder, wie alles zuginge und er geht wieder fort«. Jetzt geht auch Johannes hinein. Und nun heißt es: » . . . und sah und glaubte«. Woraufhin glaubt er? Auf Zeichen. Auf Orakel, auf Bilder, auf Zeichen, die von oben in unsere Sinnenwelt fallen; immerhin, aber mehr kann diese Welt, mehr kann diese Zeit nicht für uns tun. Wenige Verse darauf folgt die Geschichte von Thomas. Der kann erst glauben, als er den Auferstandenen begriffen hat, mit dem Finger in die Wunde der Hände und in die Wunde der Seite. Der erste christliche Denker, der erste Theologe ist er. Er braucht die Begriffe.
So ist es, das Denken: mit dem Finger auf das Unberührbare greifen, auf das Unerhörte mit dem Allerungehörigsten deuten, und, wenn es schlimm ist, zu langen.
Der Maria aus Magdala aber, die nicht denkt, wird die Gnade des Anrufs zuteil. Zu ihr sagt Christus: »Noli me tangere, me mu haptu. Begreife mich *nicht*.«



Josef Mühlberger · Vier Gedichte

Weinberg im Vorfrühling

LEER liegt des Weinbergs sandiger Hang
in violettem Schimmer;
Stufen, Stege, Mauern, bergauf und entlang
blattloser Ranken,
klar abgezeichnet, schlank
in des kühlen Lichts Geflimmer.

Herbe Schönheit, unerwacht,
jungen Wuchses zage Kontur,
umschattet von keines Laubes Spur,
Knospenanmut verhaltener Pracht! –
Mir ist, mich hätte der künftige Wein
schon trunken gemacht.

Im Frühlicht

DAS erste Frühlicht, sieh!
streift am Himmel die nächtlichen Wolken,
zart schimmernd und weiß.

›Es sind die blühenden Bäume
am Hang, von Mondlicht berührt,
zart schimmernd und weiß.‹

»Träumer der Liebe, ihr beiden!
Schnee schwebt in der Luft; bald fällt er
zart schimmernd und weiß.«



Alte holländische Lampe

NOCH haftet an dir etwas von dem Klaren
der großen Stuben, die du einst geschmückt
und an den leisen Abenden erhellt,
und von den Menschen, die darin zuhause waren,
still, stark und mit sich eins und unzerstückt,
und sicher in der brüderlichen Welt.

Mit deinen kleinen Sechseck-Scheiben,
in blanke Messingbänder eingefaßt,
die an die Wand so schöne Schatten schreiben,
bist du wie rein gebaute Honigwaben,
aus denen, wenn der Abend grau verblaßt,
dein Licht strömt, süß und sanft, zu trösten und zu laben.

Immer wieder ...

IMMER wieder umfragen wir das Geheimnis des Todes,
von dem tiefsten Glück löst sich fernhin der Blick.
Was einst können von Irdischem wir nach drüben retten?
und was bleibt, aschiger Abfall, zurück? –
Obs nicht die Ahnungen sind, die wir drüben brauchen [können,
das, was Sehnsucht sich Bessres erfühlt?
Ob nicht *das* dort weiterleben wird, was in zagen
Melodien unsres Traums ahnend wir hier gespielt?
Weh dann, die Nahes nur nahe wußten und ohne Verklären,
das den feuchten Blick ungetröstet erhob!
Einmal vielleicht ist gefühlter Mangel unser Besitztum,
was wir hier umweint, lächelt dort und lebt.



Carl A. Willemsen · Der Kaiserkopf von Capua

ALS Karl von Anjou, der Bruder König Ludwigs des Heiligen von Frankreich, in den ersten Februartagen des Jahres 1266 von Rom aus, wo er kurz zuvor in der Petersbasilika zum König von Sizilien gekrönt worden war, auf der Via Casilina südwärts zog, um dem Staufer Manfred die Herrschaft über dieses Reich nunmehr endgültig zu entreißen, befand sich in seinem Gefolge auch der Geschichtsschreiber dieses Feldzuges, der Kaplan Andreas von Ungarn. Bei der Ankunft in Capua beeindruckte diesen etwas so tief, daß er mitten in dem Bericht über die Waffentaten seines Herrn davon Kunde geben mußte, wiewohl er damit des Feindes bewundernd gedachte:

›Hier befindet sich‹, so steht da zu lesen, ›eine Brücke, an deren Zugang durch Manfreds Vater, Friedrich, als ihn des Kaisertums Glanz noch umstrahlte, zwei Türme von erstaunlicher Kraft, Schönheit und Größe für 20000 Gulden reinen Goldes errichtet wurden. An ihnen ließ er zum ewigen und unvergeßlichen Angedenken sein gemeißeltes Bild anbringen: die Arme vorgestreckt, zwei Finger der einen Hand wie zur Mahnung erhoben, auf daß der unter ihm Hindurchschreitende die hochfahrende Drohung der Worte nicht vergesse, die, obwohl unter ihm in den Stein eingegraben, dennoch gleichsam sein Mund auf sie herabdonnert:

> Auf des Caesars Geheiß bin ich des Königsreichs Wächter!
> Stürzen werd ich in Schmach, die ich veränderlich weiß.
> Sicher schreite hindurch, wer fehllos zu leben gewillt ist.
> Aber der Untreue fürcht Bann und im Kerker den Tod.‹

Wer in unseren Tagen von Rom nach Capua reist, wird immer noch entweder wie jener anjousche Heerzug der Via Casilina folgen müssen, durch das lazische Bergland hindurch, das grüne Liristal entlang, vorbei an Casamari, der herrlichen



Bildnis Friedrichs II. von Hohenstaufen
(Nach einer Gemme)

Zisterzienseranlage, und vor allem an dem Mahnmal für alle christlichen Völker der Erde, Montecassino, dem immer wieder phönixgleich aus Schutt und Asche wiedererstehenden Heiligtum des Abendlandes, dessen Name schon über der Wiege seiner Kultur so strahlend erglänzte; oder er wird von Rom aus jene andere berühmtere Heerstraße, die Via Appia, wählen, die über das Albanergebirge mit seinen Seen und Wäldern führt, durch die grenzenlos sich hindehnenden, nun so fruchtbaren Gefilde der endlich doch bezwungenen pontinischen Sümpfe hindurch, vorbei an Terracina; weiter entlang an den einst so berühmten Fischteichen von Fondi, bis sie schließlich, in die Helle und Weite des Golfs von Gaeta entlassen, das vom Vulturno fast allseitig umflossene Capua mit der eindrucksvollen Silhouette des Monte Tufata im Hintergrund erreicht. Aber dort wird niemandem mehr der gleiche großartige Eindruck zuteil werden wie vor fast siebenhundert Jahren dem Kaplan Andreas von Ungarn. Die Straße, die ehedem direkt auf das Brückenkastell zuführte und zwischen den Türmen hindurch – sie ist nicht mehr benutzbar; die alte Römerbrücke, die sie solange über den Fluß hinübertrug – sinnloser Zerstörungswahn ließ sie erst vor wenigen Jahren im Strome versinken. Auch die Türme von erstaunlicher Kraft, Schönheit und Größe, ragen nicht mehr bis zur ursprünglichen Höhe in den Himmel; und vor des Kaisers gemeißeltem Bild wird keiner mehr feststellen können, daß er es ›in aeternam et immortalem memoriam sculpi fecit‹ ... denn auch von ihm blieb dort nicht eine Spur.
In weitem Bogen führt jetzt eine neue Straße an dieser Zone der Trümmer vorbei, über eine neue Brücke nach Capua hinein; und so geschieht es eben nicht selten, daß Vorüberkommende diese Ruinen in ihrer abseitigen Verlassenheit überhaupt nicht einmal mehr bemerken. Allein, auch wer hingeht, um sie näher in Augenschein zu nehmen, wird, selbst wenn er sie mit Friedrich II. in Verbindung zu bringen weiß, den-

noch ratlos vor ihnen bleiben bei dem Versuch, sich eine greifbare Vorstellung von dem Aussehen des ehedem unzerstörten Bauwerkes zu machen. Wer aber mit Interesse und Geduld seiner Geschichte und seinen Schicksalen nachspürt, alle Zeugnisse und Überreste sammelt und auswertet, vor dessen geistigem Auge wird als schönster Lohn solchen Bemühens auch dieses staufische Denkmal wieder aufragen wie einst – am Tag der Vollendung.

Die Kaisergestalt war nicht das einzige Bildwerk, das sich ehedem an der Fassade zwischen den Türmen befand; sie war vielmehr, wie wir wissen, mit vielen Skulpturen, zeitgenössischen und antiken geschmückt. Doch von dem großen Reichtum sind nur wenige übrig geblieben und von ›der Zeit, der zerstörenden‹ grausam gezeichnet: ein weiblicher Kolossalkopf, in dem lokalpatriotische Eitelkeit eine Verkörperung der ›Capua fidelis‹ glaubte erkennen zu dürfen, und zwei männliche Büsten, von denen seit langem – wenn auch zweifellos zu Unrecht – die eine als das Abbild des Petrus da Vinea, des wortgewaltigen Logotheten, die andere als das des Taddeus da Sessa, eines kaiserlichen Großhofrichters, bezeichnet wird. Aber von allen übrig gebliebenen Skulpturen sind der Kaisergestalt Geschichte und Schicksale doch die erregendsten und tragischsten zugleich.
Als im Jahre 1557 die Spanier, im Zusammenhang mit der Einbeziehung und Umwandlung der Brückentürme in eine moderne Verteidigungsanlage die gesamte Fassade zerstörten, und die Kaiserstatue ihren beherrschenden Platz, an dem ihr für Zeit und Ewigkeit zu thronen bestimmt war, verlassen mußte, wurde sie zunächst mit einigen anderen Skulpturen, die ebenso wie sie nicht schon damals Liebhaber fanden und auf diese Weise für immer verschwanden, in den kleinen Innenhof verbracht. Jahrelang blieben sie hier allen Unbillen der Witterung ebenso wie anderen Anlässen von

Beschädigung und Verfall schutzlos preisgegeben, bis endlich dem Senat von Capua das Gewissen schlug, und er Anfang Januar 1584 beschloß, wenigstens die Kaiserstatue wieder würdig aufstellen zu lassen. In jenem Hof, für die Vorübergehenden gut sichtbar, sollte sie in einer schön umrahmten Nische zu stehen kommen; ihr zu Füßen eine Inschrift solchen Inhalts ›per conservar li anticha memoria e grandezza d' animo della patria‹. Ob tatsächlich das Osterfest 1584 – denn bis zu diesem Zeitpunkt hatten die beauftragten Künstler ihre Arbeit zu vollenden versprochen – auch zur Auferstehungsfeier für die Kaiserstatue wurde, wissen wir nicht. Aber über zwei Jahrhunderte sollte sie dann an dem ausersehenen Platz ein ihrer ursprünglichen Bestimmung nach zwar höchst ungemäßes, dafür aber ungefährdetes Dasein im Schattenbereich der Geschichtslosigkeit fristen, ehe neue Heimsuchung sich über ihr zusammenbraute.
Ein glücklicher Zufall fügte es, daß, bevor sie noch hereinbrach, der neapolitanische Hofhistoriograph, Francesco Daniele, dem wir auch ein großes Werk über die normannisch-staufischen Königs- und Kaisergräber im Dom von Palermo verdanken, in Capua das Brückenkastell des von ihm so begeistert verehrten Kaisers besuchte und darüber dann an einen gelehrten und kunstsinnigen Freund, Guiglielmo della Valla berichtete. Aus diesem Brief, in dem er die Kaiserstatue ausführlich beschreibt, erfahren wir des weiteren, daß er sie auch mit dem Zeichenstift festhielt und außerdem vom Haupt durch den genuesischen Bildhauer Tommasio Solari einen Abguß nehmen ließ, nach dem schließlich noch ein venezianischer Steinschneider, Battista Bertioli, eine Gemme fertigte, die Daniele, in einen Ring gefast, immer trug.
Man muß fast schon eine unbewußte Vorahnung des nahenden Verhängnisses bei Daniele annehmen, die ihn veranlaßte, sich so vorsorglich der Kaiserstatue anzunehmen; denn wenig

mehr als zwanzig Jahre später, als die Festung Capua sich den siegreichen Truppen der französischen Revolution ergeben mußte, ließ auch hier, wie es immer zu geschehen pflegt, eine fanatisierte Soldateska an den verhaßten Symbolen ihre Wut aus. Die Statue wurde zu Boden gestürzt, das gekrönte Haupt abgeschlagen und in den Vulturno geworfen. So blieb es wenigstens vor weiterer Schändung bewahrt, denn die Passion des Körpertorsos, der fürs erste in eines der Kasemattenmagazine wanderte, hatte noch nicht geendet.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelangte er nämlich, anläßlich eines Verkaufes von Altmaterial aus den Festungsbeständen, in den Besitz eines Capuaner Bürgers, der ihn der Länge nach durchsägen ließ, um die beiden Hälften als Pflasterblöcke einer nützlichen Verwendung zuzuführen. Es darf bezweifelt werden, daß sie wirklich diesem Zwecke dienstbar gemacht wurden, denn dazu hätte es doch der Kräfte von Riesen bedurft. Schließlich erbarmte sich die Stadt Capua der Reste und erwarb sie für ihr Museum, wo sie, und zwar in der Umrahmung von 1584, die alle Stürme der Zeiten unversehrt überdauert hatte, wieder aufgestellt wurden.

Allein, wer dort den Torso der Kaisergestalt sah, konnte ihres Anblicks nicht recht froh werden, denn alle Spuren ihrer Heimsuchungen waren soweit als möglich sorgfältig getilgt. Man sah nicht mehr, daß sie zersägt, dafür aber, wieviel Fehlendes unnötigerweise und dazu noch schlecht ergänzt worden war.

Doch in solcher Übertünchung, die sie schlimmer entstellte als alle die ihr zugefügten Beschädigungen, sollte sie nicht überdauern müssen. Denn eines Tages splitterte alles Verfälschende vom echten Kern, und wenn auch die ungleichen Teile zunächst noch wieder mit Drahtseilen gleichsam aneinander gefesselt wurden, so war nunmehr doch deutlich das Echte vom Falschen zu unterscheiden; und jüngst kam endlich der Tag, an dem sie, von allen entstellenden Zutaten restlos

gereinigt, in dem aus Schutt und Asche wieder auferstehenden Museo Campano eine würdige Aufstellung fand.

Wer des Torsos der Kaiserstatue, in welchem Zustand auch immer, ansichtig wurde, gedachte zugleich auch des Hauptes, das sie einst gekrönt. Allein es blieb der Phantasie jedes einzelnen vorbehalten, sich davon seine Vorstellung zu machen; denn der Abguß Solaris, der nach dem Untergang des Originals einen einzigartigen Wert erhalten hatte, war, ehe er überhaupt bekannt wurde, schon wieder verschollen. Auch die Gemme, die nach dem Tode Danieles in den Besitz eines anderen bekannten Geschichtsschreibers der Hohenstaufen, Friedrich von Raumers, gelangt sein sollte, war nach dessen Tod ebenfalls unauffindbar. Stiche und Wachsabdrücke, die angeblich nach dem Original gefertigt und von ihm abgenommen sein sollten, wurden schon deshalb mit großer Skepsis aufgenommen, weil sie ein völlig klassizistisches Bildnis zeigten, und da sie mit der Vorlage nicht verglichen, die Treue der Wiedergabe somit nicht nachgeprüft werden konnte, wurde ihr Zeugniswert von der wissenschaftlichen Forschung, sofern nicht überhaupt geleugnet, so doch nur mit stärkstem Vorbehalt anerkannt.
Wiewohl die Suche nach dem Solarischen Abguß ebenso wie nach der Gemme, die so viele Zweifel hätten lösen können, mit der Zeit kaum noch aussichtsreich erscheinen durfte, wurde sie von manchen doch nicht aufgegeben. Je länger sie aber erfolglos blieb und um so gewisser damit zu werden schien, daß man sie für unwiederbringlich verloren erachten müsse, desto bewegter wurden die Klagen über ihren Verlust und um so fester zugleich die Überzeugung – und die anderen Büsten mußten sie noch bestärken –, daß mit diesem Kopf das großartigste Bildnis des Kaisers verloren gegangen sei.
Der Zufall, der in der Geschichte der Erforschung dieses Bauwerks im guten wie im bösen eine nicht unerhebliche

Rolle spielte, bewies in diesem Falle seine Gunst. Denn Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts wurde in Centurano bei Caserta auf dem Landgut des Marchese Daniele, einem Nachfahren des Hofhistoriographen, durch den Bonner Archäologen Ernst Langlotz zunächst der schon für immer verschollen geglaubte Abguß Solaris wiederaufgefunden.
Wem aber wäre es bei der ersten Begegnung mit diesem Kopf anders ergangen als dem glücklichen Wiederentdecker, dessen Freude zunächst von einem Gefühl herber Enttäuschung gedämpft wurde? Denn wie wenig entspricht, oder richtiger gesagt, wie sehr widerspricht dieser Kopf dem, was man glaubte erwarten zu dürfen oder zu finden wünschte. Hätte man – und gerade im Hinblick auf die anderen Capuaner Büsten – nicht glauben dürfen, eines Hauptes ansichtig zu werden, von der Art etwa jenes lorbeergeschmückten Torsos, der 1934 bei Castel del Monte gefunden wurde? Eines ebenso großartigen, durchgeistigten und vom Schicksal gezeichneten Antlitzes? Statt dessen sieht man sich dem Kopf eines jüngeren Mannes gegenüber, den ohne weiteres niemand als ein Werk des 13. Jahrhunderts würde zu bezeichnen wagen, viele aber unbedenklich für eine mittelmäßige Arbeit des Klassizismus erklären würden.
Was die weitere Beschäftigung mit diesem erstaunlichen Fall alsbald wieder erschweren sollte, war die Tatsache, daß der Zufall der glücklichen Fügung nur zu schnell wieder eine böse folgen ließ, denn wir besitzen den Abguß Solaris schon nicht mehr. Er trat gleichsam nur noch einmal ans Licht, um auf die gleiche Weise wie sein Vorbild, nämlich durch kriegerische Einwirkung, endgültiger Vernichtung anheimzufallen. Der Marchese Daniele hatte ihn dem Museo Campano vermacht, und als dieses 1944 bei einem zudem noch irrtümlichen Luftangriff alliierter Verbände auf Capua in Schutt und Asche sank, ging auch er mit zugrunde. So muß man es noch als ein Glück im Unglück betrachten, daß die wenige

Wochen zuvor von der Solarischen Büste angefertigte Matrize sich zufällig nicht im Museum befand und sie wenigstens erhalten blieb. Doch nun besitzen wir nur noch den Abguß eines Abgusses und vergleicht man diesen mit einer Aufnahme, die von der Vorlage glücklicherweise erhalten blieb, so erkennt man ohne weiteres wieviel an Feinheit der Modellierung bei dem Zweitguß verloren ging.

Daß unter diesen Umständen der Zweifel am Zeugniswert dieses Kopfes sich bis zu dessen klarer Verneinung steigern konnte, ja selbst die Vermutung nicht ausblieb, daß es sich hier um eine Fälschung handeln müsse, kann nicht wundernehmen.

Dies hätte freilich mit dem Original der Gemme widerlegt werden können, wenn sie greifbar gewesen wäre. Die Wiederentdeckung des Solarischen Abgusses hatte die Hoffnung, daß auch sie eines Tages wieder zum Vorschein kommen würde, neu belebt, und in der Tat hat Fortuna die Mühe der Unverzagten belohnt, denn vor wenigen Wochen konnte festgestellt werden, daß auch sie noch vorhanden ist.* Die Bedeutung ihrer Wiederauffindung besteht insbesondere darin, daß das Original die Echtheit der früheren Abdrücke bestätigt, und in Verbindung mit ihnen auch alle Zweifel beseitigt, daß es sich bei dem in Centurano gefundenen Solarischen Abguß um eine Fälschung handle. Aber auch nachdem dies geklärt ist, wird niemand bestreiten wollen, daß der Zeugniswert des Abgusses von diesem Abguß erheblich gemindert ist, zumal angesichts der gründlichen Restaurie-

* Besondere Umstände verbieten, jetzt schon bekannt zu geben, wo sich die Gemme befindet; aber der Verfasser wie sein verehrter Kollege und Freund, Ernst Langlotz, denen gemeinsam das Glück der Wiederentdeckung zuteil wurde, verbürgen sich dafür, daß es sich hier nicht um eine Mystifikation handelt: beide haben den Ring mit der Gemme in der Hand gehabt und von ihr den Abguß genommen, der hier abgebildet ist. C. A. W.



rungen, die an seinen Vorlagen vorgenommen wurden. Denn wenn Solari nicht am Original selbst die zweite durchführte, so muß er sie, da sein Abguß ein untadeliges Haupt zeigt, entweder an diesem selbst oder seiner Form getätigt haben. Ihr Ausmaß läßt sich nur vermuten. Die Nase, Mund- und Kinnpartie sind offensichtlich umgeformt worden; sicherlich auch noch manches andere. Wir würden vielleicht in bezug darauf genauer sein können, wenn wir Solaris Abguß noch besäßen. Denn trotz der dunklen Übermalung, die wohl nicht nur dem Zeitgeschmack entsprechend Bronzewirkung vortäuschen, sondern auch die Spuren der Ergänzungen verwischen sollte, hätten sich diese am Objekt selbst vielleicht doch noch nachweisen lassen, was an Hand der Aufnahme nicht möglich ist.

Gerade die Erfahrungen, die jüngst bei der Reinigung der anderen Capuaner Büsten gemacht wurden, zwingen bei der Beurteilung dieses Abgusses zu besonderer Vorsicht. Bei dem weiblichen Kolossalkopf hat sich nämlich besonders eindrucksvoll gezeigt, wie wenig ergänzender Gips genügt, um ein Antlitz völlig zu verändern. Denn als alles wieder entfernt wurde, was ihn bislang wie eine langweilige Antikenkopie des ausgehenden 18. Jahrhunderts hatte erscheinen lassen, welch großartiges Antlitz trat hinter der glatten, ausdruckslosen Gipslarve zutage!

Besäßen wir noch den originalen Kaiserkopf, der zunächst wohl ebenso wie die anderen Büsten, und wahrscheinlich in der Art des Solarischen Abgusses, restauriert auf uns gekommen wäre, und man hätte auch ihn jüngst von allen entstellenden Verfälschungen reinigen können, wir sähen bestimmt auch in ein anderes Antlitz als das, was uns der Zweitabguß darbietet.

Aber auch das gereinigte Original würde gewiß einen Wesenszug dieser Abgüsse bestätigen; es würde gewiß auch ein jugendlich wirkendes Antlitz zeigen. Vergleicht man nämlich

alle Darstellungen des Kaisers miteinander, sei es auf den Siegeln, auf den Augustalen oder Miniaturen, ganz gleich, ob sie ihn in der Frühzeit seines Königtums oder auf der Mittagshöhe seines Kaisertums zeigen, immer wird man einem jugendlich wirkenden Antlitz begegnen.

Möglicherweise sollte damit der Eindruck gleichsam ewiger Jugend des Cäsars erweckt werden, vielleicht auch zugleich jenes Attribut des Herrschers verbildlicht werden, das von Friedrich II. nicht nur als eines der wesentlichsten empfunden wurde, sondern ihm selbst auch in so hohem Maße eignete und ihm von früh auf immer wieder die Herzen gewonnen, die ›ylaritas‹, jene ›unzerstörbare und durchgeistigte Heiterkeit des Allüberlegenen‹.

Mag man auch bestimmte körperliche Merkmale und menschliche Züge in vielen Abbildern gleichermaßen wiederzuerkennen glauben, in keinem Falle, auch bei dem Capuaner Kopf, war an ein Porträt in dem uns geläufigen Sinne gedacht. Um ein solches war es weder dem Auftraggeber zu tun, noch hätte selbst des ›Cäsars Geheiß‹ solches Können aus seinen campanischen Steinmetzen hervorzurufen vermocht. In allen Fällen handelt es sich um die Verbildlichung einer ganz bestimmten Herrschervorstellung, und ebenso wie beispielsweise die Büste auf den Augustalen vor allem ›Sinnbild des am alten Beispiel aufgerichteten Kaisergedankens‹ bedeutet, sollte auch in Capua der Imperator in einer ganz bestimmten, der Konzeption dieser Fassade entsprechenden Auffassung zur Darstellung gebracht werden.



Jean Paul · Maximen und Reflexionen

AUSWAHL VON ERNST BERTRAM

Der Dichter ist, wie der Philosoph, ein Auge.

Der wildeste Dichter kann ein sanfter Mensch sein – man schaue nur in Shakespeares himmelklares Angesicht, oder noch lieber in dessen großes Dramen-Epos –; ja der Mensch kann umgekehrt auf dem Sklavenmarkte des Augenblicks jede Minute verkauft werden und doch dichtend sich sanft und frei erheben . .

Nur der unverständigte Jüngling kann glauben, geniales Feuer brenne als leidenschaftliches.
Der rechte Genius beruhigt sich von innen; nicht das hochauffahrende Wogen, sondern die glatte Tiefe spiegelt die Welt.

Dichtkunst, wie alles Göttliche im Menschen, ist an Zeit und Ort gekettet und muß immer ein Zimmermannssohn und ein Jude werden.

Dichtkunst soll die Wirklichkeit, die einen göttlichen Sinn haben muß, weder vernichten, noch wiederholen, sondern entziffern.

Niemals ist daher vielleicht der Dichter wichtiger als in solchen Tagen, denen er unwichtiger erscheint, d. h. in unsern.

Ist einst keine Religion mehr und jeder Tempel der Gottheit verfallen oder ausgeleert – möge nie das Kind eines guten Vaters diese Zeit erleben! – dann wird noch im Musentempel der Gottesdienst gehalten werden.

Die Dichter können wohl für die Freiheit *singen,* aber nicht *sprechen.*

Die Poesie will ja nicht etwas bloß *sagen,* sondern es *singen,* was allzeit länger währt.

Dichtkunst darf singen, was niemand zu sagen wagt in schlechter Zeit.

Der Dichter gleicht der Saite: er selber macht sich unsichtbar, wenn er sich schwingt und Wohllaut gibt.

Die Griechen glaubten, was sie sangen, Götter und Heroen.

Was anders als versteinerte Blüten eines Klima, das auf dieser Erde nicht ist, graben wir aus unsrer Phantasie aus, so wie man in unserm Norden versteinerte Palmbäume aus der Erde holt . .

Wenn sich ein Mönch des zehnten Jahrhunderts schwermütig eingeschlossen und über die Erde, aber nicht über ihr Ende, sondern über ihre Zukunft nachgedacht hätte: wäre nicht in seinen Träumen das dreizehnte Jahrhundert schon ein helles gewesen, und das achtzehnte bloß ein verklärtes zehntes?

Die Phantasie kann nur Vergangenheit und Zukunft unter ihr Kopierpapier legen, und jede Gegenwart schränkt ihre Schöpfung ein.

Bei manchen Werken gehts den Menschen so, wie man von der Clavicula Salomonis erzählt: sie lesen darin zufällig, ohne im geringsten eine Geistererscheinung zu bezwecken, und plötzlich tritt der zornige Geist vor sie aus der Luft.

Ein jedes Gedicht ist unpoetisch, wie eine Musik unrichtig, die mit Dissonanzen schließt.

Nicht nur waren große Humoristen sehr ernst, sondern gerade einem melancholischen Volke haben wir die besten zu danken.

Der alte Mann, wie sehr ernste Völker, besucht lieber das Lustspiel als das Trauerspiel.

Die Menschen soll keiner belachen als einer, der sie recht herzlich liebt.

Keine Leser verstehen weniger Ernst als die, die keinen Spaß verstehen.



Über Fehler von Genies sollte nur getrauert werden wieder von Genies.

Arabisches Sprichwort: Wirf keinen Stein in den Brunnen, woraus du getrunken.

Nur verlorene Sachen werden auf der Gasse ausgerufen.

Unsre Worte erzürnen mehr als unsre Taten die Menschen ..

Jeder eigentümliche Stil ist gut, sobald er ein einsamer bleibt und kein allgemeiner wird.

Vom Autor und der Tugend bleibt selten mehr übrig als der Name.

Es ist schön, daß alle Schriftsteller, sogar die, welche die Unsterblichkeit ihrer Seele leugnen, doch die ihres Namens selten anzufechten wagen ..

Es gereicht dem Manne nicht zur Schande, daß er den Autoren Frankreichs die witzigste Einkleidung seiner Gedanken ablernt; es kann daher der Frau auch nur zur Ehre gereichen, wenn sie ihrerseits die Puppen Frankreichs wie Antiken studiert ..

Weiber, die Vorreden und Noten lesen, sind bedeutende; bei Männern wäre höchstens das Gegenteil wahr.

An manchen Orten heißt man einen schlechten Porträtmaler einen Seelenmaler.

Die Bewohner von dem Berge Parnaß fragen wenig nach den Gesetzen des Berges Sinai: sie sind alle heterodox ..

Schade, daß die Unverschämtheit der heutigen Autoren mehr affektiert als natürlich ist, daß sie sich mit Unverschämtheit, wie die Weiber mit einer gekauften Schamröte, nur schminken. (1783)

Nie zeichnet der Mensch den eignen Charakter schärfer als in seiner Manier, einen fremden zu zeichnen.

Kein Genius ist die letzte Instanz für irgend einen andern.



Mich quälet bei meinem ganzen Buche nichts als die Angst, wie es werde übersetzt werden. Diese Angst ist keinem Autor zu verdenken, wenn man sieht, wie die Franzosen die Deutschen und die Deutschen die Alten übersetzen.

Es ist überhaupt kein gutes Zeichen, wenn ein Deutscher ins Französische gut zu übersetzen ist; daher an Lessing, Herder, Goethe etc. unter anderm auch dies zu schätzen ist, daß einer, der kein Deutsch kann, sie gar nicht versteht.

Es ist ein böses Zeichen, wenn ein Autor ganz zu übersetzen ist, und ein Franzose könnt es so ausdrücken: Ein Kunstwerk, das einer Übersetzung fähig ist, ist keiner wert.

An den Franzosen haben wir weniger ihre Sprache als ihre Liebe für ihre Sprache zu lieben.

Die französische Sprache — die beste, wenn man mit Weibern und mit Witzigen sprechen will.

Nichts ist gefährlicher für Kunst und Herz, als Gefühle zu früh auszudrücken.

Das kranke Innerste eines Dichters verrät sich nirgends mehr als durch seinen Helden, welchen er immer mit den geheimen Gebrechen seiner Natur wider Willen befleckt.

Die Perlenmuscheln ballen und liefern desto mehr Perlen, je kränker sie sind.

Da Genie und Krankheit Milchbrüder geworden, so sollten die Ärzte sich auf die Komposition solcher Krankheiten legen, die der ganzen Literatur etwas nützten!
Lieber Himmel! wie ging man denn mit den Muscheln um? Man kam auch dahinter, daß die *kränklichsten* Muscheln die meisten und schönsten Perlen gebären, und benahm ihnen zum Vorteile ihrer Perlenfruchtbarkeit sogleich den gesunden Körper.

Der Mensch, in dem Argwohn und Finsternis ist, leg immer seinem Busen Nachtschrauben und Nachtriegel an, der Böse



verschon' uns mit seiner Leichenöffnung, und wer keine Himmeltür an sich zu öffnen hat, lasse das Höllentor zu!

Ich glaube nicht, daß es sich geziemt, ein geliebtes Herz auf den poetischen Markt zur Schau zu legen.

Luthers Prose ist eine halbe Schlacht; wenige Taten gleichen seinen Worten.

Shakespeares Hamlet ist der Vater aller Werther.

Hamann – Heros und Kind zugleich.

Um den Kühnsten zu bilden, bilde kühn! Nur kühne Maler, sagt Lavater, treffen ein kühnes Gesicht.

Im Menschen ist ein großer Wunsch, der nie erfüllt wurde: er hat keinen Namen, er sucht seinen Gegenstand, aber alles was du ihm nennest und alle Freuden sind es nicht; allein er kömmt wieder, wenn du in einer Sommernacht nach Norden siehst oder nach fernen Gebirgen, oder wenn Mondlicht auf der Erde ist, oder der Himmel gestirnt, oder wenn du sehr glücklich bist. Dieser große ungeheure Wunsch hebt unsern Geist empor, aber mit Schmerzen:
Diesen Wunsch, dem nichts einen Namen geben kann, nennen unsre Saiten und Töne dem Menschengeiste –

Die heilige Musik zeigt den Menschen eine Vergangenheit und eine Zukunft, die sie nie erleben.

Töne leben länger in uns als Bilder, der Musiksaal kann länger nachklingen als der Bildersaal nachschimmern.

Wenn die Töne sprechen, können wir nicht unterscheiden, ob sie unsre Vergangenheit oder unsre Zukunft aussprechen.

Höhere Geister würden die nahen Verhältnisse unserer Wohllaute zu leicht und eintönig, hingegen die größern unserer Mißtöne reizend und nicht über ihre Fassung finden.

Die Gedanken der Menschen sind Worte der Geister.

RANKE machte einmal Mommsen gegenüber das Geständnis, was ihn zu seinen Studien und Forschungen angetrieben hätte sei nichts als Neugier gewesen. Aus dieser Neugier heraus entstanden Stöße über Stöße wichtiger Veröffentlichungen, die in der Darstellung von politischen Ereignissen und deren Bedeutung besonders wertvoll sind. Mein unermüdliches Lesen alles Geschichtlichen hat dagegen keinerlei Früchte getragen. Ich fürchte, nicht nur aus Gleichgültigkeit oder Bequemlichkeit, es hatte noch andere Gründe. Ich empfinde nun einmal dem gedruckten Wort gegenüber eine gewisse Verantwortlichkeit. Es wurde mir frühzeitig bewußt, eine einmal gedruckte Behauptung läßt sich nie wirksam widerrufen und Irrtümer sprechen stärker an als vernünftige Ansichten, und zwar um so stärker, je verblüffender und origineller sie klingen. ›Litera scripta manet‹ lautet ein Sprichwort aus der Zeit, als man nur mit der Hand schrieb. Und das trifft heute erst recht zu, wo die Presse jedweden Irrtum, jedes rasche Urteil, jeden voreiligen Schluß verbreiten kann, ehe man sie zu widerrufen imstande ist.

Bei einem Gespräch können wir etwas ohne weiteres abwandeln, wenn es auf den Gesprächspartner anders wirkt, als es wirken sollte. Zudem zerrinnt ein Gespräch wie das Wasser verrinnt, und was davon bleibt, verdunstet zumeist, und man darf wohl hoffen, daß unsere Fehlschlüsse, unsere Übertreibungen und falschen Wertungen nicht allzu fest haften. »Es ist des wissenden Mannes Rede, die Leben besitzt,« sagt Plato in seinem ›Phaedrus‹, »das geschriebene Wort ist im Grunde nur ein Gespenst.« Darum auch lehnte ich es ab, über irgend etwas zu schreiben, was außerhalb des von mir erwählten Faches lag, und selbst da griff ich zu Tinte und Feder erst, wenn ich überzeugt war, ich wußte alles, was sich zu jenem Zeitpunkt über das von mir zu behandelnde Thema

wissen ließ, und wußte genau, was dabei auf dem in sich begrenzteren und mehr archäologischen Gebiet meiner Studien erreichbar war. Aus der gleichen Überlegung heraus zögerte ich natürlich in weit größerem Maße, über ganz allgemeine Fragen und Probleme der Kunst zu schreiben, die zum Teil noch heute mit mir umgehen. Wie soll man mit Sicherheit wissen, was man wirklich meint. Gesetzt, man gewänne diese Sicherheit dank eines Wunders, wie soll man die Worte, wie die Sätze finden, um dem anderen diese seine Meinung genau und richtig zu vermitteln? An diesem Punkt wurde ich regelmäßig von einer lähmenden, entmutigenden Skepsis dem geschriebenen Wort gegenüber befallen. Ich habe es, meines Wissens, ständig beklagt, wie unzulänglich alle Worte sind, wenn wir das, was wir fühlen oder denken oder auch nur was wir wissen, gerne mitteilen möchten. Wir leben in dem Glauben, ein großer Dichter spräche das aus, was er denkt und was er empfindet, und ginge sogar so weit, uns zu lehren und zu erklären, wie wir denken und wie wir empfinden sollen. Von dem aber, was dieses Genie denkt und empfindet und eben nicht in beglückende Worte zu fassen vermag, davon wissen wir nichts. Wenn er nach einer Weile — und womöglich schon nach kurzer Frist — das Geschriebene liest, wird er sich daran freuen und darüber vergessen, wie es aus verzweifeltem Entschluß und letzter Hoffnung geboren, nur nebelhaft umriß, was er in Sinn und Herzen trug.

Niemand kennt alle seine Gedanken und niemand kennt sie genau, weder der Dichter, noch der Gelehrte, noch der Philosoph, noch der Wissenschaftler und nicht einmal der Mathematiker. Ein jeder von uns trägt in sich mehr, als er oder auch das größte Genie je in Worte zu fassen vermöchte. Wir müssen zur Musik, zum Gesang unsere Zuflucht nehmen, und es ergeht uns wie jener jungen Frau, die ihrem stammelnden Liebhaber voller Ungeduld zurief: »Wenn du es nicht sagen kannst, so singe es eben.«



Bernard Berensons Villa über Florenz

Wir brauchen und mißbrauchen Metaphern, Bilder, Vergleiche, Sprichworte, Fabeln und weise Sprüche als Hinweis und in der Hoffnung, daß sie an unserer Stelle sprechen. Dabei gibt es weit wirksamere Mittel, um sich mitzuteilen, als die einfachen Worte und Sätze, die ganz bewußt erlernt werden müssen. Jene zu erringen, bedeutet Kultur, und eine gemeinschaftliche Kultur bildet die Wesensgrundlage für jedweden Ausdruck. Das ist einer der Gründe, warum im klassischen Altertum und im Mittelalter zwischen 1200 und 1350 Kunst und Literatur so hoch in Blüte standen.

Worte sind für eine genaue Festlegung derartig ungeeignet, daß der Mathematiker im Begriff ist, sie ganz aufzugeben und auch andere Wissenschaftler gern auf sie verzichten. Die Juristen, die sich nicht gut anschließen können, tun deshalb ihr Bestes, um das, was sie schwarz auf weiß niederlegen müssen, genau und scharf und wenn möglich unwiderlegbar auszudrücken. Kaum ist jedoch ein Abkommen entworfen, ein Vertrag aufgestellt, ein Dokument abgefaßt und unterzeichnet, so wird alsbald an der Auslegung herumgedeutet, und der Wortstreit hebt an.

Die Philosophie könnte tatsächlich aus einer verwirrenden Sprachentartung heraus entstanden sein. Seit Plato und Aristoteles bemüht sie sich vorwiegend darum, die jeweiligen Vorläufer zu deuten und danach wiederum diese Ausleger auszulegen. Ganz ähnlich formt sich die Perle in der Auster. Man sehe sich Kant an mit der langen Prozession seiner Kommentatoren, deren jeder schwerer zu tragen hat als sein Vordermann, weil auf ihm jeweils neben der Auslegung des Meisters auch die der anderen Sachverständigen und ihrer Kritiken und Anmerkungen lastet. Genau so steht es bei Hegel, und bei unserem Zeitgenossen Bergson ist es nicht viel anders.

Ein Phänomen wie das Sprachlabyrinth und der linguistische Leerlauf eines alternden James Joyce ergab sich aus diesem



Gefühl für die Unzulänglichkeit von Worten, die ihren Sinn nicht treffen. Lassen sich nicht vielleicht auch eine Reihe von Amerikanismen und amerikanischen Redewendungen damit erklären, daß vielen von uns die Rückstände ihres englischen Wortschatzes verloren gingen, und unsere Mundart sich dann durch die Gleichgültigkeit und Unkenntnis der Einheimischen verwässerte, um von den Neukömmlingen ganz zu schweigen, deren Muttersprache, selbst wenn sie in den Vereinigten Staaten geboren wurden, niemals das Englische ist.

»Im Kampfe gegen den Tod liegen die Wurzeln aller Kunst, alles Wissens geborgen«, schrieb der heilige Gregorius von Nyssa, und ich möchte meinen, daß alles Bemühen um eine sprachliche Verständigung seine Wurzeln im Kampf gegen die Hemmnisse der Sprache hat. Ein Mißverhältnis zwischen dem, was ein Patient anderen mitteilen möchte und was er mitzuteilen imstande ist, führt zur pathologischen Sprachhemmung. Andrew Lang hat eine Geistergeschichte verfaßt, deren Held wie alle Geister unter seiner Sprachhemmung leidet, zumal er die Geldverhältnisse seiner bankrotten Nachkommen aufbessern und ihnen gern den Schatz zeigen möchte, der unter dem Familiensitz verborgen liegt, und das kann er nur dadurch andeuten, indem er ihn auf seiner Bahre umkreist.

Die Franzosen haben allerdings sich selber und den anderen klar gemacht, daß sie genau das auszudrücken imstande sind, was sie gern sagen möchten. In ihren lückenhaften Sprachlehren wird die Behauptung aufgestellt, was unklar sei, sei nicht Französisch. Das mag stimmen, aber es wird zu hoch bezahlt. Sie sind oft nahe daran, das Kind mit dem Bade auszuschütten oder — um es mit anderen Worten zu sagen — den Baum aller Blüten und Früchte zu berauben, um seinen Wuchs zu zeigen oder — wie weiland Prokrustes — den Schläfer je nach der Bettstatt zurechtzustutzen. Der Preis ist zu

hoch, wenn man um der Klarheit willen alle Fragen und Zweifel beiseite schiebt und sich an der Oberfläche hält, denn viele Dinge lassen sich, wenn man sie ernstlich betrachten will, nicht auf die schematische Formel festlegen, wie sie für schlichte Feststellungen genügt. Damit will ich den Franzosen keineswegs ihre durch Schulung und Tradition noch bewußt gesteigerte Fähigkeit absprechen, alles nur Mögliche denkbar klar darzustellen. Indessen wird sich kaum etwas von dem, was wertvoll, was endgültig ist im menschlichen Weltall, in eine solche Form zwängen lassen. Man wird vielleicht unter der deutschen Undurchsichtigkeit und der englischen Verstiegenheit ausgesprochen leiden, und doch bietet das deutsche und das englische Denken unserem geistigen Hunger die bessere Nahrung als das französische und stillt ihn sogar. Dieser fanatische Kult der Klarheit kann sich auf die Philosophie, aber auch auf die Dichtung verheerend auswirken, und zwar in einem solchen Grade, daß die Dichtung des heutigen Frankreich zum Hermetizismus, das heißt zu einer bewußt dunklen Ausdrucksform ihre Zuflucht nahm. Die moderne französische Denkweise liebäugelt ziemlich weitgehend mit Kindereien, wie André Thérive sie in seinem ›Péché de Bêtise‹* beschreibt. Auf diesem Weg wird der Franzose keine Verjüngung finden. Der Hermetizismus wirkt lähmend auf alle, die es einfach nicht fertig bringen, etwas Neuem in der französischen Literatur zu widerstehen.

Dabei kann man denen, die nach einer frischeren, nach einer freieren, ich meine, nach einer weniger abgegriffenen Ausdrucksweise suchen, keine Unaufrichtigkeit zum Vorwurf machen, denn sie nehmen es ernst, ja, viel zu ernst mit ihrem Bemühen, sich vollkommener auszudrücken. Der Verfasser des ›Poliphilo‹, der fahrende Schüler aus Limoges, die Marinisten oder die Gongoristen, gingen nicht auf Dunkelheit

* Die Sünde der Dummheit (L'Homme et le Péché, Présences, Plon, Paris 1938).



aus, suchten nicht den undurchdringlichen Waldesschatten. Sie brannten einzig darauf, ihre eigene Wirklichkeit mitzuteilen, sie meinten es ehrlich, und blieben dabei ähnlich wortbefangen wie der Geist in Andrew Langs Erzählung, und nur mit Geduld und gutem Willen läßt sich erraten, was sie in Geist und Herzen bargen. Wir müssen es erst erlernen, in die Nebelschicht aller Worte vorzudringen, die wir lasen und von unseren Nächsten oder gar von Freunden und Bekannten vernahmen, und sie zu durchstoßen. Wir zweifeln nicht an ihrer Wahrhaftigkeit und ehrlichen Absicht, wohl aber an ihrem Geschick, das auszudrücken, was sie zu sagen haben und was sie gern sagen möchten. Man sollte nicht allzu wortbesessen sein, noch sich von Worten zu stark beeindrucken lassen. Dagegen sollte man Menschen meiden, wenn sie in erster Linie Menschen des Wortes sind und jede Diskussion mit ihnen lediglich zum Argumentieren absinkt, und dieses Argumentieren in einem hitzigen und nicht immer ganz einwandfreien Wettrennen um das letzte Wort endet. Es ist nicht ratsam, einem Xerxes nachzueifern, von dem uns Herodot den Satz überliefert: »Seid dessen gewiß, der Geist eines Menschen lebt in seinem Ohr; gute Worte zu vernehmen, erfüllt seinen Leib mit Wonne, wenn er aber das Gegenteil hört, bläht er sich auf voller Zorn.« Worte und Wortklaubereien sind Schecks auf Tatbestände, die man nicht über Gebühr auswerten darf.

Darum, weil wir wortbesessen sind, gewinnt das Wort Macht über den Gedanken und gewinnt die Feder Macht über den Geist, und das nicht allein in der Dichtung, sondern in jedem geschriebenen Satz. Solange man ihn in Gedanken formt, erscheint er noch unfertig, läßt sich einschränken, umstimmen und abändern. Steht er erst schwarz auf weiß da, sieht er richtig und überzeugend aus, und liest man ihn dann nach Jahren wieder, nachdem man es längst vergessen hat, welch heikler Gedanke es einst war, so wundert man sich womög-

lich über die reife Klarheit des eigenen Gedankenganges von damals.
Vielleicht hätte sich meine Abneigung gegen das Schreiben noch gesteigert, wenn mir eine Stelle aus Platos Epistel VII, die ich soeben zum ersten Male las, schon früher zu Augen gekommen wäre. Sie lautet: »Jeder ernsthafte Mensch vermeidet es sorgfältig, etwas zu schreiben, wenn er sich mit wirklich wichtigen Dingen befaßt. Man wird eines Mannes Schriften ansehen, doch sind sie niemals sein wichtigstes Werk, sofern der Schreiber selber bedeutend ist.« Ich habe zudem immer das Gefühl gehabt, ich würde es nie zu einem reichhaltigen Wortschatz bringen, und ich lese selten etwas, was mich nicht durch die Fülle und Mannigfaltigkeit seines Wortschatzes beeindruckte. Ich habe mir früher durch Jahre hindurch Verzeichnisse von Worten angelegt, allerdings ohne sie je wirklich in mich aufzunehmen oder als etwas mir Zugehöriges verwenden zu können, und dieses Gefühl wirkt hemmend, wenn nicht geradezu hindernd auf jeden Versuch, das, was ich sah, beschreiben, und was ich empfand, ausdrücken zu wollen. Hunderte und aber Hunderte von Malen ging ich auf den Wegen oberhalb meines Hauses spazieren, und niemals war die Landschaft die gleiche. Die Ferne ist silbern, ist milchweiß, golden, perlmutterfarben und immer verschieden, und ich begrüße jeden leisesten Wandel, als hätte ich nie etwas Ähnliches gesehen. Und mit den Baumstämmen und Stümpfen, an denen ich vorüberkomme, geht es mir ebenso. Ihre jadegrüne, malachitfarbene Winterrinde, das lohbraune, rostrote, bronzegüldene Laubwerk der Eichen ist sich niemals gleich. Wenig nur entgeht meinem Auge, aber die Worte, die mir zur Verfügung stehen, sind so spärlich und plump, daß ich darüber kaum etwas aussagen kann. Ich möchte sein wie Adam, der alle Tiere mit Namen nannte. Ich möchte sein wie Salomo, der allen Blumen auf den Gefilden ihre Namen gab!

Die Verschwommenheit und Ungenauigkeit von Worten offenbart sich besonders in der Schwierigkeit, von einer Sprache in eine andere zu übersetzen. Es ist schon schwierig genug, in den uns zumeist geläufigen drei oder vier Sprachen – in Englisch, Deutsch, Französisch und Italienisch – einen Gegenwert für Worte zu finden, der dem gegebenen Begriff und seinem Attribut annähernd entspricht. Man schlage ein englisch-französisches Lexikon mit Wortbeispielen auf, wie z. B. J. G. Andersons ›Le Mot Juste‹, und man wird einfach die Fassung verlieren, falls man etwa der Meinung war, es ließen sich innerhalb dieser beiden einander so nahestehenden Sprachen – bei denen überdies die Mehrzahl der Worte noch die nämliche Wurzel hat – die genau gleichen Wortwerte finden. Es ist vielmehr in der Regel eher so, daß, je enger zwei Worte im Englischen und Französischen zusammenhängen, um so seltener haben sie dieselbe Bedeutung. Kommt man zum Deutschen und versucht seine abstrakten Wortbegriffe zu übertragen, so häufen sich die Schwierigkeiten schier unüberwindbar, wie aus den englischen, französischen und italienischen Fassungen deutscher Dichtung und Philosophie erhellt. Viele von uns besitzen eine lebendige Beziehung zum Deutschen und können sich zudem bei Freunden Rat holen, die dieser Sprachgruppe angehören, aber ist einer darunter, der einen guten und zeitgemäßen Ausdruck für das Wort ›Gemüt‹ zu bieten hätte? Und wenn es sich um das Griechische und zum Beispiel um Plato handelt, wie soll man in irgendeiner heutigen Sprache den Sinn von ›Sophrosyne‹ deutlich machen? Und dann will man es wagen, alte chinesische und indische Denker zu übersetzen.
Ich komme von diesen Betrachtungen wieder auf mich selber, auf meine Hemmungen, meine Zweifel, meine Verzweiflung in bezug auf mein Schreiben zurück und möchte noch ergänzend hinzufügen, daß ich beständig zur Selbsthilfe Dinge flüchtig niederschrieb, damit sie mir dienlich wären, meinen

Gedankengängen zu folgen, sie zu klären und ihnen eine mich selber befriedigende Form zu leihen. Ich habe es bereits ausgesprochen, daß ich mich an einen Gesprächspartner in meinem Inneren wandte und niemals an den Leser, an den Typ von Leser dachte, an dessen Verständnis mir lag. Man erwartet mit Recht von einem englischen Historiker und Kunstkritiker, daß er sich an eine allgemeine Leserschaft wendet und auf eine klare und reizvolle und überzeugende Art vorbringt, was er als Autor zu sagen hat. Ich habe das niemals angestrebt und habe, von seltenen Zufallserfolgen abgesehen, dementsprechend versagt.

Aus dem Englischen übertragen von Hanna Kiel

Anne de Tourville · Die Perlen der Toten

Als die Frau des Holzfällers eines Tages von ihrer Tochter zu hören bekam: »Ener Dalenn und ich, Mutter, wir werden heiraten, sobald wir alt genug sind«, unterbrach sie ihre Arbeit, blieb kerzengerade auf ihrem Schemel sitzen, hielt reglos das Tuch in den erstaunten Händen und begann sachte zu lachen:

»Sag doch lieber, du wirst die Perlen für die Sticker auslesen, die das Brautkleid anfertigen; und die bekommen, allein für ihre Arbeit, genug Geld, um sich vier Häuser wie unseres kaufen zu können. Ja! Das wird vielleicht dein Amt sein, meine Tochter, wenn Ener Dalenn einst heiratet.«

»Ich würde recht gerne die Perlen für das Kleid aussuchen«, sagte das kleine Mädchen, »und es auch selber sticken. Noch nie in meinem Leben hab ich ein schönes Kleid getragen, und wenn ichs recht bedenke, würde mir das viel Freude machen.«

Gaud war jetzt über die Zeit hinaus, in der ihr der Unterschied zwischen Reichtum und Armut unbekannt war, aber



ihre Lage bekümmerte sie nicht; es gab keinen Grund, weshalb das Wort schrecklicher sein sollte als die Sache selber, und sie glaubte nicht, daß es ein größeres Glück geben konnte, als sie es bisher kennengelernt hatte.

»Jetzt bin ich vierzehn«, fuhr sie fort, »und weißt du nicht, daß ein Pfennig zum anderen gekommen ist, und daß beim Krämer schon drei Meter vom Stoff meines Kleides abgezahlt sind?«

Doch Mariana wurde fast ärgerlich:

»Du bist jetzt kein Kind mehr; weißt du nicht, daß ein armer Mann wie dein Vater für das Kleid, das ich meine, hundert Jahre arbeiten müßte, nur um die Goldfäden abzuzahlen?«

Sie begann wieder zu reiben, und der Widerschein, der sich auf dem Schranke spiegelte, erfreute ihr Herz. Es war das ein Glück, denn die Unterhaltung mit ihrer Tochter behagte ihr wenig.

»Laß doch Ener Dalenn in seinem Dorfe, mein Kind, und bleibe du in dem deinen. Die Leute dort heiraten nur unter sich, genau so, wie auch wir nur unter uns heiraten. Selbst wenn sie ein gleich großes Vermögen hätte, würde niemand ein Mädchen von hier, das nach Feunteun Yen hinunterkommt, mit freundlichen Augen ansehen, und du kannst sicher sein, daß du denen da drunten nicht gefallen würdest. Nein! Es würde sie nicht erfreuen, wenn sie dich bei sich hätten, denn sie verachten uns ebenso, wie auch wir sie wegen des blauen Dunstes, den sie den Nachbarn vorzumachen suchen, und wegen all ihrer anderen Fehler verachten. Damit will ich nicht sagen,« fuhr sie fort, »daß wir keine Fehler hätten, denn wir haben genug, meine Tochter: Wir von den Verbrannten Hügeln sind in Wahrheit nicht besser als die anderen, aber wir kennen unsere Fehler, oder wir sind wenigstens daran gewöhnt; so ertragen wir sie leicht untereinander ... Aber sich mit Leuten einlassen, deren Fehler man nicht kennt, — das ist Wahnsinn!«

»Ach, ich kenne genau meine eigenen Fehler, denn du hast sie mir gezeigt, und ich weiß auch, was man alles für Fehler haben kann, sie sind ja sämtlich im Katechismus mit Namen genannt, aber Ener Dalenn, Mutter, der hat nicht einen einzigen!«

»Er ist noch viel zu jung, um selber zu wissen, was er taugt, und wie solltest du dann darüber Bescheid wissen, da du noch so viel kleiner bist? Geh nur an deine Arbeit, und wenn du ihn zufällig einmal triffst, so sprich nicht mit ihm, denn es gefällt mir genau so wenig, dich mit ihm zusammen zu sehen, als es seiner Mutter lieb wäre, wenn sie ihn bei dir wüßte. Geh jetzt und zwinge mich nicht, noch strenger mit dir zu reden!«

Gaud ging hinaus, um sich nach dem Haus der Ahiannics auf den Weg zu machen, wo sie in der Lehre war, denn deren Werkstatt hatte sich immer mehr erweitert. Sie war die einzige, die nicht zur Familie gehörte; soviel fleißige Hände gab es im Hause. Ein elftes Kind war erschienen, und ihre Eltern rechneten fest mit einem guten Dutzend und einer Zwillingsdreizehn zum Abschluß.

Die Worte Marianas gingen ihr durch den Sinn, während sie hurtig und munter den Waldpfad hinunterschritt. Wie konnte nur ihre Mutter die Leute vom Kalten Flusse derart verkennen? Nach Eners Erzählungen gab es dort keinen einzigen Bösewicht, und Jili und Marjep waren ebenso vergnügt in ihrer Schule gewesen wie die Kinder der Verbrannten Hügel in der ihren. Nein, da handelte es sich einfach um ein Mißverständnis, das sich leicht aufklären ließ. Aber ernster war, was die Mutter über das Kleid gesagt hatte, das man brauchte, um Ener Dalenn zu heiraten, und das mehr als vier Häuser kosten sollte. Ach, es war noch nicht genug, wenn man einen schönen Stoff besaß und gewandte Hände, um ihn zu besticken; wo konnte sie jemals die Perlen finden, wenn sie nicht das Geld hatte, um sie zu kaufen?



Für das Muster nun aber, das sie im Geiste vor sich sah, brauchte sie unendlich viele Perlen: so viele, daß sie drei Jahre mit dem Aufreihen und Nähen zu tun hatte. Es war das ein verzweifelter Fall, und ohne Gottes Hilfe gab es überhaupt keinen Ausweg.
Als sie am Zaune der Ahiannics angelangt war, beschloß sie im stillen, mit einer neuntägigen Andacht zu beginnen und um Perlen zu beten.
Als sie am neunten Tage der Andacht ihr Gebet in die Länge zog und im Grunde etwas darüber verwundert war, daß sie auf ihrer Bank nicht einen dicken Sack voller Perlen gefunden hatte, hörte sie eine Totenglocke läuten und einen Leichenzug näherkommen. Auf dem Sarge lag ein dicker Kranz mit leuchtenden Perlen, und sie wollte schon den Toten beneiden, weil er so schön geschmückt war. Aber dann schalt sie sich deswegen und begann für seine Seele zu beten; sie bot sogar Gott ihre Perlen als Opfer an, damit der Verstorbene einen schönen Platz im Himmel haben sollte.
Während sie jedoch betete, strahlte der Perlenkranz immer stärker, und die Seele des Toten flüsterte ihr ins Ohr:
»Wir Toten haben Hunderttausende von Perlen, und viele von uns brauchen sie nicht mehr, da sie in Staub zerfallen sind und sogar andere ihr Grab eingenommen haben. Die alten Kränze sind unter den Brennesseln im Steinbruch vergraben. Ich spreche von den alten und nicht von meinem eigenen Kranze, der ganz neu ist, denn meine Familie hat ihn sich etwas kosten lassen, und so muß sie vor allem etwas davon haben. Aber bei den anderen kommt es wahrhaftig nicht darauf an, da es ihnen ja keinen Nutzen mehr bringt.«
So sprach der Tote, der ihr dankbar war, weil sie solch ein Opfer gebracht hatte, um ihm zu einem schönen Platz im Himmel zu verhelfen. Da stand sie ganz verklärt auf und nahm sich vor, gleich zum Steinbruch zu gehen, sobald ihre Arbeit beendet war.

Sie arbeitete an diesem Tage besonders gut, denn ihre Freude veranlaßte sie, großen Eifer zu zeigen, und der Großvater der Ahiannics, der am Abend über die Stickerei sein Urteil abzugeben hatte, fand, daß sie wie Mannesarbeit war. Ein so großes Lob hatte er noch nie jemand gespendet.
Schließlich kam die Stunde, die sie so ungeduldig erwartete, in der sie sich empfehlen konnte.
Es begann schon zu dunkeln (und das war ein Glück; am hellichten Tage hätte sie sich nicht getraut, aus Angst Neugierde zu erwecken). Es begann zu dunkeln, und in diesem friedlichen Dämmerlichte begab sie sich zum Steinbruch, mit einer kleinen Sichel, um die Brennesseln zu schneiden, und einem leeren Mehlsack, um die Perlen hineinzutun. Es war ein recht düsterer und ruhiger Ort, der, wie so oft verlassene Steinbrüche, den Anblick eines Trümmerfeldes bot. Die verschiedensten Pflanzen gediehen an den Wasserlachen, und Dornensträucher überwucherten die Felsen, auf denen lautlos kleine Vögel nisteten. Wenn man in die Höhe blickte, sah man die Kreuze sich abzeichnen ...
Die erste Reihe bestand aus Kreuzen, die verlassen waren, weil sie zu nah am Rande lagen und man einen Erdrutsch befürchtete; die zweite aus Kreuzen, die voll im Leben standen, ihre Blumen bei jedem Feste wechselten und ihre Inschriften auffrischten. Dahinter lag die Kirche, das Beinhaus mit seinen Mauern, seinem Dache und jenen fensterartigen Öffnungen ohne Glas, die dartun sollen, daß die Insassen nicht mehr die Kälte fürchten. In diesem Augenblick lag der Ort sehr verlassen da, und da sich die Kleine tief unten im Steinbruch befand, fühlte sie sich wie am Ende der Welt.
Sie begann die Brennesseln zu entfernen, um den Boden freizulegen, und suchte. Sie fand mehrere vollkommen verrostete Drahtgeflechte und an ihnen hier und da einige blaue und lila Perlen, die noch stark glänzten; aber es waren so wenige, und ihrer Farbe wegen nutzten sie ihr nicht.



Sie war darüber sehr verwundert. Sie war gekommen, um Perlen zu suchen, und hatte einen großen Sack mitgebracht; es war der neunte Tag ihrer Andacht, und sie wußte bestimmt, daß ihr der Tote die Wahrheit gesagt hatte; warum fand sie dann keine Perlen?
Ihr Glaube war so stark, daß er dadurch nicht erschüttert werden konnte. Gewiß hatte sie etwas nicht richtig verstanden. Aber ja doch! Sie begann nachzudenken und hatte es bald heraus ... Es war wirklich ganz einfach, diese Unterlassung nachzuholen. Und wie hatte sie sich nur so unhöflich aufführen können?
Sie legte Sichel und Sack auf einen Stein und stieg den steilen Fußweg empor, der zur Kirche führte. Es dunkelte immer mehr, der Wind blies sehr leise und strich über das Gras. Die Umrisse der Kirche traten klar hervor; hinter ihr zogen schwere graue Wolken vorüber; daneben lag das Beinhaus in großer Stille und schien wie ein Bleigewicht auf der Erde zu lasten. Wie eine große dunkle Woge reihten sich in seinem Inneren die Gebeine aneinander. Friedlich und sanft ruhten die Schädel in ihren mit weißen Tränen bemalten Kästen; sie schienen sich nicht dem Schlafe hinzugeben, sondern eher in einer großen Leere zu treiben.
In der wachsenden Finsternis verschwammen die Konturen; man meinte einen riesigen Korb mit Wollknäueln vor sich zu haben, die sich hier und da mit den anderen Knochen vermischten: sie erinnerten an rundliche Katzen, die mit spitzen Ohren in der Wolle schlummerten.
Wenn man näher hinhörte, vernahm man in diesem Hause den Gesang der Leere; es war ganz deutlich der Gesang des Todes, wie man in einer Traummuschel den Raum singen hört, und so glichen auf einmal all diese reglosen Schädel auf ihrer Wanderung durch die Zeit schönen Vögeln, die auf dem Meere in Schlaf gefallen sind.
Sie hatte keine Angst; sie wußte genug vom zweiten Gesicht



ihres Großvaters, ihrer Großmutter und der Altvorderen. Schon als kleines Kind war sie an all das gewöhnt worden... Doch es war Zeit, daß sie zu ihnen sprach, denn bald wurde es völlig finster, und dann sah sie nicht mehr genug, um in ihrer Arbeit fortfahren zu können.

»Ihr Toten, hört zu«, sagte sie.

Selbstverständlich hörten sie ihr alle zu. Es gibt nichts Aufmerksameres als einen Toten, und sie spürte, daß sie durchaus bereit waren, ihr ein williges Ohr zu leihen.

Sie grüßte mit einem sehr höflichen und sehr zurückhaltenden Knicks, stellte sich vor die Tür und sagte schlicht:

»Tut mir doch einen Gefallen, ihr Toten, ich bitte darum, daß die unter euch, die Kränze mit weißen Perlen hatten, mir schenken, was davon übrig geblieben ist, damit ich mein Hochzeitskleid sticken kann.«

Sie dachte einen Augenblick nach, da sie fürchtete, das nicht auf die rechte Weise gesagt zu haben, und es fiel ihr ein, daß eine Totenbeschwörung in den vier Windrichtungen zu geschehen hat, und daß somit ihre Bitte in den vier Ecken des Beinhauses wiederholt werden mußte.

Sie stellte sich also in die erste Ecke zur Rechten und begann wieder mit klarer Stimme:

»Tut mir doch einen Gefallen, ihr Toten, ich bitte darum, daß die unter euch, die Perlenkränze hatten, mir schenken, was davon übrig geblieben ist, damit ich mein Hochzeitskleid sticken kann.«

Und in diesem Augenblick spürte sie, wie ein großes Wohlwollen von diesem Beinhaus ausging, und wie alle Toten der Verbrannten Hügel bereit waren, ihr zu helfen. In dieser freudigen Gewißheit pflückte sie eine verspätete Ginsterdolde, die sich schwächlich gegen die Mauer neigte, und warf sie ihnen zu; dann ging sie zur nächsten Ecke und wiederholte mit noch festerer Stimme: »Tut mir doch einen Gefallen, ihr Toten, ich bitte darum, daß die unter euch, die Per-



lenkränze hatten, mir schenken, was davon übrig geblieben ist, damit ich mein Hochzeitskleid sticken kann.«
Ihr Herz schlug jetzt immer stärker, und die Kehle schnürte sich ihr in einer Erregung zusammen, die schrecklicher war als alles, was sie je durchgemacht hatte, aber sie fühlte sich von einer großen Kraft getragen und sah ein, daß dieses Zeremoniell bis zum äußersten durchgeführt werden mußte. Instinktiv spürte sie, daß der Ginster gnädig aufgenommen worden war, und daß es nun eine neue Gabe anzubieten galt. Leider sah sie nur ein großes Brennesselbüschel, und das war kein geeignetes Geschenk ... Aber schon wußte sie genau, was da zu tun war. Sie ergriff die Brennesseln, zerdrückte sie, dann streckte sie ihre Hände den Gebeinen entgegen, um ihnen die verbrannte Stelle darzubieten. Das Band, das sie mit den Toten verknüpfte, wurde nun so stark, daß sie schon jetzt das Gefühl hatte, sie könnte ihr Beten einstellen, und nur, um das einmal Begonnene richtig zu Ende zu führen, fuhr sie fort; zugleich wollte sie die Gebeine im Süden und Westen nicht zu kurz kommen lassen, nachdem sie ihre Gefährten im Norden und Osten geehrt hatte.
In der dritten Ecke wiederholte sie die gleichen Worte und überreichte ihnen wilden Hafer: einen lieblichen und zarten Halm, der sie offenbar erfreute; in der vierten Ecke schien ein Efeuzweig durchaus angebracht, und gleich danach wußte sie, daß alles zum Besten stand, denn auf einmal überkam sie eine große Ruhe und ein großes Glücksgefühl.
Sie fand sich vor dem Tore wieder, machte abermals einen Knicks, und zugleich bekreuzigte sie sich.
»Ihr Toten,« sagte sie, »ich tue das alles und bringe meine Bitte nur vor, weil ich arm bin.«
Dann entfernte sie sich.
Während sie eilig den steilen Fußweg hinunterging, suchte sie sich vorzustellen, was sich unter der Erde abspielte; vielleicht arbeiteten sich in diesem Augenblick Hunderttausende

von Perlen, die als Geschenk für sie bestimmt waren, durch dichten Staub empor. Traf das zu, so war kein Zweifel möglich, daß das Kleid, welches sie dann mit ihnen besticken wollte, das schönste sein würde, das man jemals gesehen hatte, und auch ihre Dankbarkeit gegenüber dem Dorfe sollte dann keine Grenzen kennen.

Sie kehrte in den Steinbruch zurück und begann den Boden mit der Spitze ihrer Sichel und einem Schieferstein zu durchwühlen; plötzlich hob eine kleine Eisenspitze die Nase, so wie sich ein Grashalm aufrichtet, wenn ein leichter Fuß darüber hinweggeschritten ist; sie packte sie und zog sie hoch: darunter befand sich eine große Blume aus weißen Perlen, die in der Mitte verrostet war, aber die Blätter enthielten eine große Anzahl noch sehr guter Perlen. Die Kehle schnürte sich ihr zu; sie drückte auf ihre Hand einen warmen Kuß und sandte ihn in Richtung des Beinhauses, dann begann sie wieder zu graben und fand eine Reihe anderer wertvoller Bruchstücke.

Sie fühlte sich von Wohlwollen umgeben; wie bisher wehte der Wind, kam die Nacht heran, zogen die Wolken vorüber, aber sie fühlte sich so gut aufgehoben wie an jenem Tage, als sie der Totengräber zu Tisch bat.

Ja, eines Tages hatte sie zwischen Mine Garo, der Hirtin, und Mathurin Tout Seul gesessen; damals fühlte sie sich von besonderer Liebe und Fürsorge umhegt. Doch an diesem Abend empfing sie wahrhaftig den Beweis, daß die Toten ebenso liebevoll zu ihr waren: die verstorbene Verwandtschaft Berc'heds und Cornélys, Reun Gwalters und des Totengräbers wie der anderen vom Hügellande, – sie alle bezeugten ihr die gleiche Freundschaft, und wie sehr nahmen sie es sich zu Herzen, daß sie ein schönes Kleid haben sollte!

Fast war es schon finster und so sputete sie sich; trotz ihrer Freude und ihres Vertrauens fürchtete sie sich davor, daß sie die Dunkelheit hier überraschen könnte, als sie plötzlich be-



merkte, wie die Spitze ihrer Sichel tief in die Erde eindrang und auf eine Anhäufung gut erhaltener Kränze aus Eisenblech stieß, die mit Perlen bedeckt waren. Es war jetzt schon zu dunkel, als daß sie ihre Farbe und Schönheit hätte ausmachen können, aber sie schob alles hastig in ihren Mehlsack und lud ihn auf die Schulter.

Gern wäre sie schon zu Hause gewesen, um ihren Schatz bei Lichte betrachten zu können. Die Dorfstraße lag jetzt verlassen da; ein Lichtschein drang durch die Türen und die dichten Fensterläden mit ihren herzförmigen Öffnungen. Viele Strohhütten waren jedoch ganz ohne Läden und ihre Fenster so klein, daß nur sehr magere Diebe hätten einsteigen können. Man sah dort verstohlene Kerzen blinken, und vertrocknete Klematisranken, die sich wie schwarze Schlangen wanden, schienen am Tore des Paradieses zu lauern. Niemand in den Häusern schien davon etwas zu ahnen, man konnte Angst für sie haben: Gaud mußte an Adam und Eva denken, die ohne Arg im Schatten des Baumes ruhten, während der Leib Satans die Äste umrankte und aus seinen roten Augen höllisches Feuer blinkte.

Sie begann sehr schnell zu gehen, und ihre Schritte hallten wie in frostklaren Nächten. In einer so tiefen Einsamkeit werden die Schallwellen gleichsam wahrnehmbar für Tastsinn und Auge; es schien ihr, daß jedesmal, wenn ihr Absatz auf den Boden klopfte, seltsame kleine Wesen aufgescheucht wurden, die ganz allein die Gäßchen hinunterzueilen begannen und einander verfolgten. Doch sie konnten sich nicht in die Lüfte erheben, denn das Stroh der Dächer, das in dichten und weichen Büscheln über deren Rand hinausragte, fing sie sofort wie in einer Falle.

Alles das ließ sich erfühlen und doch zugleich nicht fassen; es zeigte, wie sehr die Luft bewohnt war, und wie sich überall von dem unseren so verschiedenes Leben regte und seine Tänze aufführte: »Wenn die Maulwürfe sehen und die Tau-



Die Heilige Elisabeth · Vom Elisabeth-Schrein in Marburg

ben hören könnten, wären sie Könige auf Erden, und niemand könnte vor ihnen bestehen«, aber der Maulwurf hatte ein schwaches Auge und die Taube ein träges Ohr; daher tummelten sie sich in einem begrenzten Bereiche, und die Erde war harmonisch zwischen den Tieren aufgeteilt. Gott hatte auch der Wahrnehmung des Menschen Grenzen gesetzt, die dieser nicht eigenmächtig erweitern durfte; sonst stand zu befürchten, daß er bei seinem Nachbarn eindrang und dort eine große Störung hervorrief.

Gaud setzte ihren Weg fort; sie befand sich jetzt unter den Bäumen, und in dieser Luft, die das schweigende Atmen der Blätter, das Faulen des Waldbodens, das dumpfe Leben der Rinden bedrückend werden ließ, vergnügte sie sich damit, die kleinen Klangwesen zu belauschen, wie sie ihre endlosen Spiele fortsetzten.

... Sie dachte daran, wie sie neun Morgen hintereinander von den Hügeln hinabgestiegen war, um Perlen von Jesus Christus, unserem Herrn und seiner Mutter zu erbitten: der Jungfrau Maria, der schönsten und bestgekleideten Frau auf der Welt, die ein nahtloses, aus einer Wicke gefertigtes Kleid trug ...

Neun Morgen war sie hinuntergestiegen.

Und neunmal hatte sie gebetet.

An diesem Abend, der der neunte Abend war, stieg sie den Pfad wieder herauf und trug auf der Schulter einen dicken Sack voller Perlen, ein Geschenk der Verstorbenen des Hügellandes, die in den Himmel gekommen waren.

Das war die Treue der Geschlechter, wie man sie hierzulande versteht.

Aus dem Französischen übertragen von Oswalt von Nostitz



Ernst Bertram · Sprüche des Theognis

NACH DEM GRIECHISCHEN

I

An Kyrnos

Die Hoffnung bleibt allein, die Trösterin.
All andre Gottheit kehrte lang hinauf.
Treue, die mächtige, ging, und Zucht des Volks,
Und alles Holde, Freund, glitt ihnen nach.
Die starken Eide stehn nicht mehr in Ehren,
Die Ewigen scheut keine Jugend mehr.
Unter die Erde stieg, wer Gott noch anrief.
Gewissen warnt nicht mehr noch grauer Brauch —
Noch leben *wir* und schaun das hohe Licht,
Die Hoffnung laß uns ehren alter Treu,
Und opfern wir an unsres Glücks Altar:
Hoffnung sei, Kind, uns erst- und letzter Hauch.

II

An Kyrnos

Mein Kind, niemand ist schuld an Bös und Gut.
Die Götter gönnten beides, Fluch und Glück.
Was einer mühvoll webt, wem schwant es wohl,
Ob es zum Schauder, ob zum Sinn gerät?
Das Arge wob der da und schufs zum Heil,
Das Grausen wirkte, wer nur Heil gewollt.
Nicht *einem* je erfüllt sich Traum und Wunsch,
Denn ihn umbranden rings Not und Natur.
Wir, sterblich, sind auch wissend Nacht und Wahn —
Dich und das All, die Götter lenkens dort.

III

Dulde dein Leid, innerstes Herz,
Wärs auch zu schwer. Immer im Gram

Schwelgt nur der Niedre. Mehr' nicht die Not
Klagend. Du quälst heillos den Freund.
Soll denn der Feind jubeln? Entrinnt
Einer denn je göttlichem Wink?
Taucht' er hinab purpurner See
Oder wo Nacht Tartaros gähnt:
Ihn ereilts.

IV

An Kyrnos

Mein Kind, du zeige nie den tiefren Gram:
Wie wenigen er Kummer, wird dir Scham.

V

All was du sehnst, das mußt du wohl entbehren:
Halt aus mir, Herz, du sehnst dich nicht allein:
Das Schöne ist ein ewiges Begehren,
Und das bleibt dein.

VI

Wahre das innerste Herz. Auch leidend werde du gütig.
Niederer Zeichen ists, schreit verwundetes Herz.

VII

An Kyrnos

Keine Stadt fiel je, wenn adlig blieb das Volk.
Doch wenn die feile Tiefe aufbegehrt,
Volk, mißgelenkt, Recht aus dem Argen schafft,
Vorteil befiehlt und dreiste Neugewalt –
Verlaß dich, Sohn, auf was ich dir vertrau:
Nicht lang mehr dauert Friede solcher Stadt,
Ob auch in satter Ruh sie noch sich dehnt.
Aufruhr und Mord heult bald die Gassen lang:
Nie dem Tyrannen niedre sich die Stadt!



VIII

»Unzählbar grinsen Frevel rings ins Licht!«
Vergiß das Herrlich-Helfende rings mir nicht!

IX

Gelobt von allen Menschen nie
Zum Hades stieg ein Erdengast.
So wards verhängt. Du schaust ja, wie
Zeus selbst so manchem schwer verhaßt.

X

An Simonides

Zwinge keinen, Freund, in unsre Runde,
Selber stets bestimm' er Scheidens Stunde.
Weck' du nicht den Schlafenden zur Welt,
Wenn dein Wein ihn hold umfangen hält.
Wer da leuchtend steht auf innerer Wacht,
Send' ihn nicht zum Schlummer in die Nacht.
Selbst bestimmt der Edle, was er muß,
Aber wenn zu trinken ihn verlangt,
Sei der Schenk ihm nah mit Krug und Kuß.

XI

Gen Sizilien fuhr ich wohl auch und die leuchtende Sparta,
Alle begrüßten mich, froh nahm man des Gastes sich an.
Fremde Wunder welkten zu bald der wachsenden Seele:
Lieberes leuchtet zuletzt still aus der Heimat mich an.

XII

An Kyrnos

Göttin, ende die Qual, lichte die Not,
Gönn' doch zur Freude zurück spät mir den Weg!
Stille den Sturm, jenseits der Jugend gib
Froh gefaßterem Tun adliges Maß.

Bettina Seipp · Unterwegs nach Capri

AUS EINER FRÜHEN ITALIENFAHRT

NACH dem vielstündigen Verweilen im Bezirk und Bann von Jahrtausenden, im Bezirk jahrtausendealter Bauten, aus denen menschliche Geisteskraft und Empfindung unsterblich bis heute fortwirken, nach dem Erlebnis der Tempel von Pästum, in einsamer Feier, kehrten wir nach Salerno zurück.
Gegen fünf Uhr nachmittags kamen wir an und fuhren vom Bahnhof, wie geplant, mit dem am Morgen bestellten Kutscher und sämtlichen Koffern zu einer Entspannungsrast nach Amalfi, die sich auf das seither Empfangene, auf die tiefen, bedrängenden Eindrücke von Verona, Venedig, Florenz und Pästum, und auf die Fülle von Gipfelwerken der Kunst, nunmehr als unbedingt nötig erwies.
Es war ein kleines, leichtes Gefährt und auch das Tier kein ›cavallo grande‹, wie uns der Mann allzuoft betonte. Im Gegenteil! Für unsern Begriff war es durchaus ›molto piccolo‹. Noch in Salerno, inmitten der Stadt, raste das Wägelchen wiederholt so hemmungslos über die Trambahnschienen, in welche es mal hineinglitt, mal raussprang, daß es einem wohl etwas absonderlich bei diesem Geschleuder werden konnte. Kaum waren wir aus dem Ort heraus, nach einem Stück mühsam zu steigender Straße, schwang sich der Kutscher auf einmal vom Bock, und wie aus der Erde emporgetaucht stand plötzlich ein anderer Wagen da. Wir wurden ersucht, in ihn umzuwechseln, es sei der ›fratello‹ und das cavallo noch weitaus größer: ›molto robusto!‹ Das war nun wirklich ein Augenblick! Das cavallo indes schien wahrhaftig größer und auch die carrozza geräumiger. So stiegen wir denn mit dem Gepäck und sämtlichen Siebensachen um. Es war ja danach ohne Frage ein Vorteil, aber trotzdem! Der eine fängt also nach altem Brauch am Bahnhof der Stadt die Fremden ab, und übergibt sie dann später wie eine Fracht

seinem Gesellen und Helfershelfer, der natürlich niemals ein ›fratello‹ ist; was wir ihm auch ins Gesicht sagten.
In zahllosen mächtigen Windungen, zuweilen in der Nähe des Meeres, viel öfters indessen hoch darüber, wo steile Felsen zur Flut abstürzen, zieht sich die Straße mit herrlichen Blicken, Farben und Bildern, anfangs gedeckt von Riesenagaven und großen, fangarmigen Kakteen, an der berühmten Küste entlang. Häufig auch führt sie durch Ortschaften, die alle voll Leben und Tätigkeit waren. Selbst als es schon stark in den Abend ging, sah ich in offenen Schusterwerkstätten und Obstgeschäften die Männer noch arbeiten als sei es Morgen. Überhaupt sind die Menschen hier unbedingt fleißig. Jenes Schlagwort vom ›dolce far niente‹ hat an und für sich nämlich ganz und gar nichts mit dem Verhalten des einfachen Volkes, wohl aber mit seiner Sehnsucht zu tun, seiner Sehnsucht nach etwas weniger Plage. Die Behausungen waren unsagbar bescheiden, was die Durchfahrt so festzustellen gewährte. Ein Glück, daß die schützende Sonne da tagtäglich ihre Allmacht erweist.
Es gab außerdem Strecken, wo links, zum Meer zu – die schmalsten Landstreifen trefflich genutzt – sich Zitronen- und Weingärten niedersenkten und zur Rechten, auf künstlichen Erdstufen, Feigen und Reben emporklommen. Auch Granatäpfel schimmerten rosenrot. Und lackgrüne Orangen aus dichtem Laubwerk. Dazu die ersten Johannisbrotbäume, ›Garubi‹, wie die Leute hier sagen. Sie erweckten mir einen fernen Schein. Denn waren nicht diese nämlichen Bäume die Spender jener braunglänzenden, länglich flachen und dürren Dinger, süß, aber hart und schwierig zu essen, wie mit Schuppen zwischen den Zähnen stechend, und von den Eltern noch obendrein als armseliges Zeug gescholten? Wir Kinder jedoch begehrten sie trotzdem, weil sie so dunkel erregend hießen. Johannisbrot! Das Brot des Johannes? ... Aß er das damals in der Wüste, der Täufermann im Kamelhaar-

kleide ..., aß er es zu den Heuschrecken? ... Das war die kitzelnd gruselige Frage.
Immer da, wo die schwingende Steilküste einen starken Vorsprung ins Meer hinaus macht, wo die massigen Felsenklippen ausladend zu Vorgebirgen werden, steht bildhaft ein stämmiger alter Turm, mehr oder weniger zeitzerfressen. Diese Warttürme, kleine Bollwerke ehmals, der Seeräuber wegen so zahlreich errichtet, waren nicht allein Schutzstätten und scharfe, vorgeschobene Wächter, sondern sie waren auch Zeichenträger, genaue Verständiger und Vermittler. Die Schnellposten waren sie jener Tage, die immer einsatzbereiten Funker. Durch sie ward jede gewichtige Kunde mit Fahnen und Feuern von Turm zu Turm fortmeldend in die Ferne getragen und ununterbrochen weiterbefördert.
Malerische Städtchen, zum Tollwerden schön, Majori und Minori vor allem, ziehn sich die felsigen Berge hinan, zart versteckt jedoch und gebettet in gestaffelten Wein- und Zitronengärten, aus deren fruchtbarem, jubelndem Grün sie wie Perlen Arabiens hervorleuchteten. Dazwischen wieder stehn überraschend verwitterte greise Schloßgemäuer, rauhes Gestein und zerrißnes Gemäuer.
Es begegneten uns viele Gefährte. Außer Autos, namentlich Lastwagen, am meisten jene artlichen Karren mit Cavallo, Mulo und Eselchen. Und als es dunkel ward, nur noch diese. Sie zockelten aber seelenruhig und unbekümmert, genau wie wir selber übrigens, ganz ohne Laternen und Licht dahin. Und das bei den ewigen scharfen Kehren, den unübersichtlichen Schleifen der Straße! Allerdings waren einfache Winke gebräuchlich. Noch ehe die Kärrner ums Eck vorbogen, stießen sie Warnungsrufe aus, so daß der Zusammenprall unterblieb.
Endlich, es war bereits völlige Nacht, wiewohl mit herrlichem Sternenhimmel, landeten wir denn wirklich am Ziel! Doch wie labebedürftig, müde und hungrig! Seit dem Mor-



gen, dem Frühstück in Salerno, und einigen Tomaten in Pästum, die ich wie gekocht auf dem Felde pflückte, hatten wir nichts mehr zu uns genommen. Die große Hitze nur war die Erklärung, daß wir das konnten.
Noch vor dem Ort selbst, vor der Bucht von Amalfi, genau gegenüber solch einem der vielen Küstenmerkmale, solch einem Wartturm, wo sich die Fahrbahn stets etwas verbreitert, hielt der Kutscher zu unserem Erstaunen vor einer Art Festung zur Rechten an, einem bestürzend schroff aufwachsenden, aber weißwandigen, sauberen Steilgebilde, mit doppelläufigen endlosen Stufen, die empor zur Höhe des Wohnbaues führten – in einstiger Zeit unverkennbar ein Kloster. Mit dem fröhlichen Ausruf: »Ecco la Luna! Siamo arrivati Signori!« sprang der Mann zufrieden vom Bock und ohne zu zaudern an die Glocke.
Es gab keinen Zweifel mehr, das war der Platz, dahin wir gewollt, das Haus, in dem Ibsen die Nora geschrieben und das uns heute erwartete ... Eine nette Bescherung! Das Entsetzen meiner sonst mutigen Mutter im Anblick der zu bestehenden Treppen ward glücklicherweise im nächsten Nu schon ein wenig beschwichtigt durch den Wirt, der uns über die Stiegen hinunter mächtig und dickleibig von Erscheinung, jedoch ›signorile‹, im schwarzen Anzug, liebenswürdig entgegenkam und ihr auf die Klage wegen der beinahe hundert Stufen unverzüglich geschickt erklärte, für diese Beschwerde solle der »vino«, und der seines Hauses sei »più che buono«, im Pensionspreis mit inbegriffen sein.
Nur notdürftig gekämmt und gewaschen, da gleich zum Nachtmahl gerufen wurde, gingen wir in der ›Sala da pranzo‹, einem angenehm luftigen Raum, zu Tisch. Wie schmeckte das Essen nach diesem Tag! Besonders die gute, kräftige Suppe, das gebratene Huhn und der hellgoldene Wein!
Unsere Zimmer, hoch über dem Meer, mit gekachelten Böden und Laubenbogen, waren ein Traum. Eine alte Kammer-

frau diente uns. Sie zerriß sich bald, alles zum besten zu machen, und hing an unseren Augen und Lippen. Die Herzensgüte der Analphabetin kennzeichnete sie in jeder Bewegung. Noch seh ich die Sprache ihrer Gebärden, noch heute die rührend ergebene Haltung ...
Und der ›padrone‹, der Herr des Hauses, der nur nichtstuerisch stets wo herumsaß, die anderen für sich arbeiten ließ und seinen gewaltigen Körper schonte (er war nicht von selbst so beleibt geworden), ein Mann von leichter Verschlagenheit, aber doch von artigem Ehrgefühl – in jedem Zoll die besondere Mischung, das Musterbeispiel des Süditalieners –, hielt uns das, was er versprochen, genau. Die Verpflegung bei ihm war wirklich vorzüglich.
Die ›mamma‹ machte ihm großen Eindruck, in der Hoheit und Kraft ihrer Erscheinung, dem Diadem der silbernen Haare und dem Glanz und Feuer der dunkeln Augen. Wenn er sie nur von ferne sah, erhob er sich stracks und frug jedesmal: »è contenta, Signora? Si trova bene?« Auch kam er bei Tische an ihren Stuhl, zu schauen, ob ja alles mundgerecht sei. Immer wieder gelobte er würdevoll: »Per Lei tutto Signora! Tutto per Lei!«
Es waren dort oben in der ›Luna‹ ganz und gar neue und fremde Welten, die Geist und Gemüt mit Anspruch bestürmten. Es war die morgendlich menschliche Art, die noch unzerstörte des vollen Südens, die mich dort, bei der ersten Begegnung mit ihr, fordernd erfaßte und erfüllte. Das Licht, die Sonne, die Luft waren es, die Farbenpracht von Himmel und Erde, die die Sinne bis ins Geblüt durchströmten ... Es waren ins Innerste dringende, ach, glückliche, unvergeßbare Tage!
Die auf Klippenwuchs thronende hohe Lage, der berauschende Blick aus unseren Zimmern oder dem Eßsaal, von der luftigen, weißen Terrasse daneben, mit breiter, behaglicher Mauerbrüstung – ein schwindelerregender Luginsland –, und auch anstoßend, einige Schwellen empor, von

dem weinübersponnenen Garten aus, der Blick auf den Silbersaphir zu Füßen und über seinen strahlenden Glanz, die Freiheit und Weite des Meeres hinweg, zu den purpurnen Segeln in der Ferne oder, ein ganzes Stück näher zum Land, auf die blau-roten, tätigen Fischerboote, ihre Netzeinholung am frühen Morgen und ihr geisterndes Dasein in der Nacht, unter dem Feuer der südlichen Sterne, die gleitenden Lampen über dem Dunkel; dieser immer neu beschenkende Blick auf den Küstensaum und die helle Straße, auf die Bucht von Amalfi, den schmalen Strand und das rührende kleine Bagno dort unten, das ›cosidetto STABILIMENTO‹, mit dem wackeren ›bagnino‹ Alfredo, der uns nachmittags öfters segelte; auf die Piazza am Ufer und all ihr Treiben, die geduldig wartenden Eselchen, deren plötzliche, herzerschreckende Schreie voll wüstenhaft unermeßlicher Klage sich langgezogen und laut entluden und in weitem Umkreis die Luft durchschnitten; der Blick sodann, ganz ins Land hingewandt, in die tiefe Schluchteinschmiegung Amalfis, auf das felsenerklimmende Städtchen selber (einst bedeutend und reich, eh die Flut es verschlang, ein bevölkerter Freistaat, in seiner Seefahrt und seinem Seerecht wetteifernd mit Pisa und Genua!), auf dieses, trotz der heutigen Armut, im Sonnenglast selig kletternde Städtchen, mit seinem grünleuchtend verschlungenen Turm, dem lombardisch-normannischen Campanile, der flachkuppelig in das Himmelsblau steigt; der Blick schließlich auf den Hafen seitab und die weiße Mole, wo ich so gerne in der Frühe, von meinem allüberschauenden Fenster, dem Gebaren und Tuten des Dampferchens nachhing, des Postdampfers von Salerno nach Capri, bis er endlich mit mächtigem Umstand losfuhr; oder der Blick, um die nämliche Stunde, in senkrechter Steile gleich unter mir, auf den alten, zur Luna gehörenden Wartturm, davor morgens zuweilen sein Bewohner, ein Maler, tätig an der Staffelei stand, wenn er nicht ebendort in der Tiefe, was sehr neugestaltig

von oben aussah, in dem durchsichtig klaren Wasser schwimmend und mit glänzenden Armen und Beinen rudernd, wie ein plötzlich erkanntes Schöpfungswunder schwerelos durch die Flut dahinglitt — all diese Fülle der Blicke zusammen aus unserem ›hohen Schloß am Meer‹, unmittelbar über den Wellen, und dann auch die thronende Luna selber, mit ihrem geheimnisvollen Innern, den Treppen und Treppchen und Winkeln und Fluren, und im Kernpunkt des Hauses dem stillen Geviert, dem vergangenheitsträchtigen, blühenden Kreuzgang aus den Zeiten der Antonianermönche, köstlich kühl und schattengewährend, ein Labsal den Augen nach der blendenden Helle überall, diese Bilder und diese Blicke bei Tag und bei Nacht, waren schon wirklich so neue Welten, daß sie sich mir wie der Glanz der Gestirne unverwischbar ins Herz geschrieben.

Und dann, von dem nahen Atrani aus, die Wagenfahrten und Wanderungen jene steil klimmende Talschlucht empor, zu dem herrlich gelegenen Ravello, einem uralten, edlen Normannenstädtchen! Den ernst-lieblichen, südlichen Felsgrund empor, überspannt von Verbindungsbögen und durchgrünt von vielgestaffelten Gärten mit träumenden Mauern; lauter Wein- und Zitronengärten oder dichte Bestände von Orangen; verwunschene, seelenhafte Bezirke, der Boden schwellend von leuchtendem Gras, das auch auf dem formig gegliederten Fußpfad, durch die Ritze der zahllosen Steinstufen und das Kopfpflaster malerischer Steige, immer wieder hervorbrach wie süßes Geflüster ... Ein unwirklicher, ein Zaubergrund, vom Smaragdgeflitze der Eidechsen raschelnd und geheim durchgeistert von lautlosen Schlangen! ... Ein Grund mit drei Mühlen, der sich dann später, höher oben, zu Hainen von Edelkastanien weitet, um zuletzt den streng aufwärts gewanderten Gast einmünden zu lassen in die Piazza der arabisch gesichtigen Bergstadt Ravello.

O dies Ravello, dies luftumwehte! Vermögend das längst



schon Vergangene und im Zeitenstrom grausam Versunkene inniglich wieder atmen zu lassen. Und das gleich beim Kommen durch den Dom aus dem elften Jahrhundert, mit der mosaikenverherrlichten Säulenkanzel, die sechs herbe Löwen unnahbar tragen, jenem Marmor-Ambon mit dem Sinnbild des Jonas und der ehernen, östlich-frühformigen Tür, oder durch seinen inständigsten Bau, den sarazenischen Herrscherpalast. Gibt es in diesem doch einen Hof, der sich nicht mehr vergessen läßt. Ein kleiner fremdländischer Spitzbogenhof, buntzierlich verwoben wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht, der aber zugleich so verdichtet berührt, so durchtränkt von ehmals gelebtem Leben, daß sein Anhauch, bevor man es merkt, überwältigt und die Augen voll Tränen stehen. Denn wie in die Tiefe des Gesteins, in das innerste Mark des Gemäuers gedrungen und seit Jahrhunderten ihm verhaftet, entwehen ihm heimlich sehnsüchtige Liebesseufzer von einst ... Süße und Leid und das Geflüster glühend einander begehrender Paare.

Auch die maurischen, weltabgeschiedenen Gäßchen und die zypressendurchlohten Villen Ravellos, in ihrer immerwährenden Grüne und der nie völlig ersterbenden Pracht, beschwören das längst Vergangene wieder. Jene feierwüchsigen südlichen Villen und blühenden Parke, mit Luftsitzen, Rebengängen und Söllern in Adlershöhe über dem Meer, über dem schwingenden Lauf der Küsten, über farbigen Felsen und Ortschaften. Ins Land zu erlabt sich das Auge dagegen an dichten Wäldern von Edelkastanien und dem verklärten Schimmer und Duft hoheitsvoller Gebirgesketten. Parke und Villen freilich sind das, in deren berühmtester, mit jener Lustanlage von Blumen, die dort wie Edelsteine erblitzen, und der uneingeschränkten Ausschau über den strahlenden Spiegel der Tiefe, den entführenden Glanz der blauen See, bis weithin in die heilige Ferne von Pästum, Richard Wagner für seinen Parsifal den Zaubergarten des Klingsor fand.

Mit dem kleinen, morgens aus meinem Fenster so oft betrachteten Dampferchen ging es eines Tags in der Frühe, an der felsenleuchtenden Küste entlang (an jedem Halt wurde mit bunten Barken vom und zum Schiff aus- und eingebootet), entlang an Prajano und Positano, die beide förmlich beschüttet waren vom Purpurblühen der Bugainviglia, über das kristallene Saphirmeer. Das Wasser war so durchsichtig klar, daß man noch in Vielmetertiefe bis auf den Grund hinabsehen konnte, auf die hellen, riesigen Steine da unten, auf hohe Gewächse und Algen, die mir fast zu roten Korallen wurden...
Schon mehr in der offenen Weite, zur Linken, auf der größten der einzeln dort aus der See sich urverloren erhebenden Klippen, sah ich den letzten Küstenwartturm. Diese drei schroffen Gesteige, ›li Galli‹, lagen sagenhaft einsam da in der endlosen, morgendlich reinen Bläue, die die Vorstellungskraft so besonders erregt. Sie raunten mir die Frühzeit des Altertums zu und die einstigen Menschen dieser Ufer, die Griechen und Römer, und rückten die heiligen Tempel herbei..., das ferne Pästum drüben und seinen Strand, der von den gleichen Fluten bespült wird.
Plötzlich aber erwuchsen ragend, hellgesteinig und hinreißend edel die wundervollen Umrisse Capris, mit der Klippenvorhut der Faraglioni.

Rainer Maria Rilke · Ein Gedicht aus dem Nachlaß

Heute will ich dir zu Liebe Rosen
fühlen, Rosen fühlen dir zu Liebe,
dir zu Liebe heute lange lange
nicht gefühlte Rosen fühlen, Rosen.



Alle Schalen sind gefüllt; sie liegen
in sich selber jede hundert Male,
wie von Talen ausgefüllte Tale
liegen sie in sich und überwiegen.

So unsäglich wie die Nacht
überwiegen sie den Hingegebnen,
wie die Sterne über Ebnen
überstürzen sie mit Pracht.
Rosennacht Rosennacht.
Nacht aus Rosen, Nacht aus vielen vielen
hellen Rosen, helle Nacht der Rosen,
Schlaf der tausend Rosenaugenlider,
heller Rosenschlaf, ich bin dein Schläfer:
Heller Schläfer deiner Düfte, tiefer
Schläfer deiner kühlen Innigkeiten.
Wie ich mich dir schwindend überliefer
hast du jetzt mein Wesen zu bestreiten.
Sei mein Schicksal aufgelöst
in das unbegreiflichste Beruhen,
und der Trieb, sich aufzutuen,
wirke, der sich nirgends stößt.
Rosenraum, geboren in den Rosen,
in den Rosen heimlich auferzogen,
uns aus offnen Rosen zugegeben
groß wie Herzraum, daß wir auch noch draußen
fühlen dürfen in dem Raum der Rosen.

Paris, Juli 1914

Will Grohmann · Aus den Lehrjahren Paul Klees

KLEE beginnt im Oktober 1898 sein dreijähriges Studium in München und arbeitet auf Rat des Akademiedirektors Löfftz bei Knirr, von dessen Malerei und Unterricht er ebenso begeistert ist wie Knirr von ihm. Der Lehrer meint, Klee werde es nach angestrengter Arbeit zu etwas ganz Außerordentlichem bringen. Auch Franz Stuck, zu dem er im Oktober 1900 kommt, ist anfeuernd, seine Korrektur ›scharf und geistreich‹, Klee nennt ihn einen ›gottbegnadeten Künstler‹. Von einem Radierer Ziegler lernt er die Technik des Radierens. Nach Hause schreibt er selbstbewußte Briefe. Von der Azbé-Schule hält er nicht viel, und Wassily Kandinsky und Alexander von Jawlensky, die 1896 dort eintreten, lernt er erst 1911 kennen. Klee arbeitet ehrgeizig, zeichnet unverdrossen Akt, sehr gut sogar, wie die im Klee-Archiv aufbewahrten Studien beweisen, landschaftert und illustriert, obwohl er ›mehr als Illustrator‹ werden möchte. Unter den damaligen Blättern befindet sich im Archiv eine Skizze zu einem ›Nächtlichen Spuk‹ (1899), die nach Jugendstil aussieht, und eine ›Jeanne d'Arc‹, ›eine Folge sommerlicher Nachmittagshitze‹, die an Gauguin erinnert, obwohl er sicher noch nichts von dem Franzosen gesehen hat. Er hört Vorlesungen über Kunstgeschichte und über Anatomie, und seit 1900 modelliert er auch, ›um der Form willen‹. Er will sogar in die Bildhauerklasse Ruemann eintreten, nachdem er sich am 18. März 1901 von Stuck verabschiedet hat, vielleicht aus dem Gefühl, sich selber nicht genug getan zu haben, es wird jedoch nichts aus der Bildhauerei.

Die Luft in München nennt Klee inspirierend, aber Tagebuch und Briefe dieser Jahre sprechen mehr von Musik als von Malerei. Es ist erstaunlich, was er in München alles hört an Opern und Konzerten, Sängern und Dirigenten. Wagner und Richard Strauß faszinieren ihn in dieser Zeit und immer

wieder Mozart. München verführt auch zum Bummeln, und wir hören von Ausflügen, Kneipabenden, Liebeleien und ernsthafteren Liaisons. Klee will das Leben kennen lernen, sich ausprobieren, Grenzen abstecken, sich keinesfalls um Erfahrungen, auch banalere, herumdrücken. Die Frauen spielen in diesen Jahren der Entwicklung eine große Rolle, er erlebt Enttäuschungen an sich und an ihnen und betrachtet es als ein großes Glück, als er im Winter 1899 zu 1900 beim Musizieren seiner späteren Frau begegnet, Lily Stumpf, der Tochter eines Münchner Arztes. 1902 ist die Verlobung, am 15. September 1906 in Bern die Vermählung.
Die akademischen Ferien verbringt Klee, schon aus Geldmangel, in Bern bei den Eltern. Sonstige Reisen kann er sich nicht leisten, nur einmal, im Sommer 1899, fährt er über Salzburg und Innsbruck heim.
Was er an bildender Kunst jenseits des Studiums in den sechs Münchner Semestern erlebt, ist nicht allzuviel. Den Jugendstil, der sich 1897 in München mit Obrist, Endell und Eckmann durchsetzt, lernt er durch die ›Jugend‹ kennen und durch den ›Simplizissimus‹, den er die ›erste Zeitschrift auf dem Erdboden‹ nennt. ›Insel‹ und ›Pan‹ erwähnt er nicht. Von der Hodler-Ausstellung berichtet er nur, daß Adolph Menzel eine halbe Stunde regungslos vor der ›Nacht‹ gestanden habe (21. November 1898 an die Eltern).
Etwas mehr erfahren wir über seine eigene Arbeit. ›Die Malerei ist überhaupt die schwerste aller Künste‹, schreibt er 1899 nach Hause, und ins Tagebuch notiert er, daß die Voraussetzung eines Erfolgs für ihn die Arbeit an der Persönlichkeit sei, daß Sittlichkeit und Kunst ineinander aufgingen und daß er nicht dazu da sei, ›die Oberfläche zu spiegeln‹, sondern ins Innere zu dringen. ›Ich spiegle bis ins Herz hinein. Ich schreibe Worte auf die Stirn und um die Mundwinkel. Meine Menschengesichter sind wahrer als die wirklichen.‹ Und er stellt im Frühjahr 1901 folgende Rangord-



Paul Klee · Zwitschermaschine (Aquarellierte Federzeichnung)

nung auf: ›Zu oberst Kunst des Lebens, dann als ideale Kunst Dichtkunst und Philosophie, als realen Beruf die Plastik, und zuletzt in Ermangelung einer Rente die Zeichenkunst (Illustration).‹ Nach Hause berichtet er: ›Einzig im Illustrieren gehts so recht voran. Ich glaube immer, das wird noch einmal mein Heil.‹ Die Klarheit, die er über seinen Beruf gewinnt, und die Bindung an Lily beenden den etwas labilen Zustand, in dem er sich seit seiner Ankunft in München befindet.

Am 30. Juni 1901 verläßt Klee die Stadt und reist über Bern nach Italien. Er unternimmt diese Bildungsreise zusammen mit seinem Freund, dem Schweizer Bildhauer Hermann Haller. Klee geht schrittweise vor, er will festen Boden unter den Füßen haben, ehe er wie viele seiner Altersgenossen nach Paris fährt. Am 22. Oktober ist er in Mailand und bewundert in der Brera Tintoretto. Der Hafen von Genua begeistert ihn, er fährt zu Schiff nach Livorno, und am 27. Oktober ist er in Rom. Mit dem ›Cicerone‹ in der Hand besucht er die Kunststätten, geht viel ins Theater und erwähnt in Tagebuch und Briefen die Duse und Réjane, die Fuller und Sada Jaco, auch eine Meistersinger-Aufführung. Er liest von Tacitus die Kaisergeschichte, Stücke von Aristophanes und Plautus und Xenophons ›Gastmahl‹. Goethes ›Italienische Reise‹ zieht er gelegentlich zu Rate und notiert das ahnungsvolle Wort: ›Überhaupt ist Goethe der einzige erträgliche Deutsche. So deutsch möchte ich vielleicht selber ganz gern sein.‹

Es gibt auch Tage, an denen Klee nichts tut, das Leben des modernen Rom auf sich wirken läßt, an denen er wartet. Worauf? Er weiß es selbst nicht, nur daß Warten zu seiner Lebenshaltung gehört und ihm reichere Früchte verspricht als Geschäftigkeit.

Sein Urteil über die italienische Kunst ist erstaunlich reif und aktuell. Er bedauert den Verlust so vieler Werke Leonardos, ›denn von diesem Mann stammen die höchsten Leistungen



in der Malerei, das sagt mir schon jetzt mein Dämon‹ (8. November 1901 an Lily). Nächst Leonardo bewundert er die Bilder Michelangelos in der Sixtina und die Stanzen Raffaels. ›Michelangelo wirkte wie Prügel auf einen Knirr- und Stuckschüler.‹ Das Appartamento Borgia im Vatikan mit den Fresken Pinturicchios ist ihm das ›Schönste, was die Renaissance hervorgebracht hat‹, Botticellis ›Geburt der Venus‹ in Florenz ›das einfachste und vollendetste Stück der Malerei‹. Klee erwähnt auch die altchristlichen Mosaiken, aber ohne besondere Betonung; ihre Schönheit ging ihm erst bei späteren Reisen auf wie die der sarazenischen Einschläge in einzelnen Kirchen und Palästen.

Die antike Plastik läßt er nur in Auswahl gelten; ›Laokoon ist bloß in der Mache eine höchste Leistung‹ (4. Dezember 1901 an die Eltern). Die antiken Gemälde in Pompeji dagegen ergreifen ihn, ›die Silhouettenbehandlung hatte ich geahnt, die dekorative Farbe. Ich nehme das persönlich. Für mich ward es gemacht, für mich ausgegraben. Ich fühle mich gestärkt ...‹ Das Résumé: ›Nichts nachmachen; unzeitgemäß etwas leisten zu wollen, kommt mir suspekt vor.‹ Die Folge ist Ratlosigkeit der eigenen Arbeit gegenüber, Satire. ›Vielleicht werde ich nie positiv. Jedenfalls werde ich mich wehren wie eine Bestie.‹

Ostern ist Klee in Neapel. Die Fresken Hans von Marées' in der Zoologischen Station kommen ihm ›aus dem Herzen‹, aber beinahe noch mehr fesselt ihn das Aquarium mit seinen phantastischen Tieren, eine Welt, die fast erfunden aussieht. Klee hat einen ausgeprägten Sinn für das Absonderliche und Exotische, für die Fauna und Flora der Tiefsee, er erlebt sie als ein leises Echo ferner Länder, nach denen er Sehnsucht hat, weil die Ferne ihm im Blut liegt. Beim ersten Besuch empfindet er mehr das Humorige der Überraschung; einer der Polypen sieht wie ein Kunsthändler aus und äugt vertraulich nach ihm, als wenn er ›ein neuer Böcklin‹ wäre.

Im Atelier macht Klee Figuren-Kompositionen, draußen Studien nach der Natur. ›Aus dem hohlen Ranzen arbeitet es sich freier, aber eine strengere Moral wird leicht dabei verlassen.‹ Eine seiner Arbeiten, den ›Epigon‹ (Zeichnung von 1902), beschreibt er in der Art, wie er spätere Radierungen beschriftet. Die Liniengesetze der Bäume empfindet er als denen des menschlichen Körpers verwandt. Erste Einsichten melden sich; der Wunsch, ›die Vielseitigkeit auszusprechen mit einem Wort‹, ist eine Vorahnung seiner komplexen Kunstauffassung. Er arbeitet mit Stift und in Tempera, ›mit bloßem Wasser‹, um wenigstens technisch die Schwierigkeiten zu reduzieren. In sein Werkverzeichnis nimmt er nichts von den Versuchen auf; ein kleines Aquarell ›Schwebende Grazie im pompejanischen Stil‹ scheint vor der Reise entstanden zu sein, er datiert es auf 1901 und vermerkt ›nach Vorstellung‹.

Am 2. Mai 1902 reist Klee nach Bern zurück, am 7. Mai sitzt er bereits wieder hinter der Arbeit. Er ist in den sieben Monaten reifer geworden, man merkt es an den Tagebucheintragungen, die seinen spärlichen Blättern weit voraus eilen. Die Freunde finden ihn verändert, nicht nur durch den Vollbart, den er sich hat stehen lassen, aber unverändert in seiner Kunst. Klee übernimmt nichts von den Resultaten der erlebten Werke, sondern durchdenkt, wie sie geworden sind und warum sie so aussehen, zieht Rückschlüsse auf das eigene Werk und lehnt es ab, frühreife Sachen zu machen. Er tröstet sich über die Enttäuschung, die er bereiten wird, in dem Bewußtsein, daß ihn die Echtheit des Wollens, nicht mangelndes Können oder gar mangelhafte Anlage hemmt. Er will mit dem Kleinsten anfangen, wie neugeboren sein, nichts wissen von Europa, schwunglos sein, fast Ursprung, will sich ein kleines Motiv ausdenken und mit dem Stift festhalten, ohne alle Technik, er will nicht mit Hypothesen beginnen,

sondern mit Beispielen und aus der Wiederholung kleiner, aber eigener Taten ein Werk schaffen, auf dem er weiter bauen kann. ›Aber ich denke, Bilder werden dies eine Leben reichlich ausfüllen . . . es ist weniger Wille als Schicksal‹ (Juni 1902).

Zuerst müssen die Grundlagen des Metiers vertieft werden, die Einsicht in die Gesetze. Klee hört eifrig Anatomie bei Strasser in Bern, zeichnet Akt, macht maltechnische Studien und entwirft satirische Zeichnungen, die er wieder vernichtet. Nebenbei liest er, und dieses konsequente Lesen der gesamten Weltliteratur, das jetzt beginnt, setzt er bis an sein Lebensende fort. Die Liste der Bücher wäre ein ganzer Katalog. Bis zu seiner Verheiratung 1906 sind wir durch Klees Briefe an seine Braut recht ausführlich über seine Lektüre und seine kritischen Urteile orientiert; von der Bibel bis Strindberg und Wedekind ist alles dabei, was damals gelesen wurde, Aktuelles, die russischen Erzähler, besonders Tolstoi und Dostojewski, und die französischen Romanciers, aber auch Ausgefallenes und Vergessenes wie Calderon, Schlegels ›Lucinde‹, Lenaus ›Don Juan‹, Heinses ›Ardinghello‹. Und selbstverständlich die Antike, die Tragiker und Aristophanes, dessen Satire er zu seiner Sache macht. Die Vorliebe für E. T. A. Hoffmann, Poe, Gogol und Baudelaire erklärt sich aus einer Art Geistesverwandtschaft mit ihnen in seiner damaligen zur Übersinnlichkeit und Skepsis, zur Realistik und Phantastik neigenden Verfassung. Deshalb fallen auch die Einbildungen des ›Don Quichote‹ und die Übertreibungen Rabelais' bei ihm auf fruchtbaren Boden, und Voltaires ›Candide‹ gibt ihm damals schon die Anregung zu Illustrationen, die allerdings erst mehrere Jahre später Gestalt annehmen. Ein Buch wie Goethes ›Wahlverwandtschaften‹ liest er dreimal hintereinander, die Ottilienstellen sogar sechsmal, und Hebbels ›Tagebücher‹ versieht er mit kritischen Randglossen und Selbstbespiegelungen. Auch Lily liest viel und

schickt Bücher nach Bern, Bücher, die sie gut findet und solche, die Klee verlangt. Einmal bittet er sie um einen Auszug aus Lessings ›Laokoon‹, auf den er später ablehnend Bezug nimmt (Schöpferische Konfession, Berlin 1920). Über Kunst liest er wenig, er erwähnt Jacob Burckhardt, Taine und mit Anerkennung die Monographien von Eßwein über Toulouse-Lautrec und Munch. Zolas Cézanne-Roman ›L'Oeuvre‹ ist ihm unheimlich; zum ersten Mal taucht in ihm der Wunsch auf, nach Paris zu fahren.
Und er musiziert, spielt im Berner Orchester und reist mit ihm, vertritt sogar einmal den Konzertmeister Jahn, seinen Lehrer, besucht Konzerte und fährt nach Zürich, um Richard Strauß zu hören. Die Briefe sind voll von eingehenden und sicheren musikalischen Analysen und Kritiken. Da er ein-, zweimal im Jahre zu Lily nach München reist und mit ihr Konzerte und Opern besucht, bleiben seine Maßstäbe anspruchsvoll, denn hier regiert seit 1903 Felix Mottl.
Natürlich benützt er jede Münchner Reise auch dazu, Kunst zu sehen. Im Oktober 1904 sieht er sich im Kupferstichkabinett die Graphiker an, die in der Richtung seines damaligen Skeptizismus liegen. Beardsley, auf den er oft angesprochen wird, lehnt er ab, das Hintergründige William Blakes liegt ihm sehr viel mehr, und über allem steht ihm Goya mit den ›Proverbios‹, den ›Caprichios‹ und den ›Desastres de la guerra‹. Hier fühlt Klee so etwas wie ein unerreichbares Vorbild. Aber wie wenig einseitig er ist, wie bemüht, Erkenntnisse zu sammeln, beweist eine Begegnung mit Corots Bildern auf einem Ausflug mit Lily nach Genf (August 1904); er findet, sie gehörten zum Schönsten in der neuen Malerei.
Größere Reisen hat Klee bis zu seiner Übersiedlung nach München im Jahre 1906 nicht unternommen, außer einem Ausflug mit seinen Freunden Hans Bloesch und Louis Moilliet nach Paris vom 31. Mai bis 13. Juni 1905. Die Whistler-Gesamtausstellung notiert er nur, Renoir findet er ›nah dem

Kitsch und doch so bedeutend‹, von den jüngeren Zeitgenossen sieht er nichts. Im Louvre ist es wieder Leonardo, der ihn am stärksten beeindruckt, dieser ›Bahnbrecher in der Behandlung der Tonalitäten‹, nächst ihm der späte Rembrandt und Goya. Abends Theater, Glucks ›Armida‹ in der Großen Oper und ›Barbier‹ im Théâtre Sarah Bernhard, nachts ›Bal de nuit‹ in den Hallen und ›Chez Bullier‹. Man ist überrascht, daß Klee in Paris nichts von Matisse und Derain hört und sieht, daß er keinem Cézanne begegnet. Vielleicht hat er gar nicht darnach gesucht; wie in Rom fesselt ihn das Leben, die Vergangenheit, die noch Gegenwart ist, das Fluidum der Stadt, das er auf der Straße deutlicher spürt als in den Ausstellungen. Er weiß, was er will: bei sich anfangen; kein Zeitgenosse kann ihm zum Schicksal werden.
Im April 1906 ist Klee kurz in Berlin, um Lily zu treffen und um mit dem Kritiker Heilbut über eine Ausstellung seiner Arbeiten zu sprechen. Es wird nichts daraus, die Kunsthändler lehnen ab, aber er hat wenigstens einen Verkauf. Er sieht Tschudis ›Jahrhundertausstellung‹ und das Kaiser-Friedrich-Museum, auf der Rückfahrt in Karlsruhe die Bilder von Hans Thoma, mit denen er gar nichts anfangen kann, und den einen Grünewald, in dem er so etwas wie Verwandtschaft spürt.

Max Mell · Zwei Gedichte

Sommerlicher Festtag

Dir nicht ists eine Betrübnis,
Teure! und du bist ihm nicht gram,
Dem verklingenden, eiligen Regen,
Weil er dir den lieben Tag,
Deines Namens Feier,
Die du wolkenlos wünschtest,
Überfiel!

Keiner Finsternis Bote
War er, und du stimmst ein:
Schöner wars, daß dir der Tag
Aufrauschte vom Saitenspiel,
Das dir vorm Fenster
Tausend silberne
Fingerlein anhoben;
Daß er auffunkelte
Wieder und wieder von Geistern,
Die wie auf feurigen Rößlein
Ungestüm jagten zur Schwemme;
Daß du heute den Scheitel
Leise solltest neigen,
Da die verhüllte Stimme
Anhob, gewaltige Räume
Dir zu nennen dort droben.
Ach, wer verwiese aus sich
Den schaudernden Willen,
Daß ihms auch gelte,
Dies Rufen, und er es nehmen
Dürfe furchtbar und dennoch heimatlich.

Daß dir dies den Sinn bewegte,
Sieh, das feire ich nun.
Denn was ist zu feiern,
Wenn nicht der Schauder?
Das Geschöpf, das sich stehn weiß
Vor dem Schöpfer,
Trägt die Schönheit der Welt.
O so wandle dahin!
Denn im Reihen der Wesen
Sich fühlen ist alles.
Und nimms nur immer so,
Als suche dich heimlich



Von dem Lebendigen rings,
Da es wieder ersteht,
Ein verschämtes Zeichen.
Vor deinen Fuß haben
Reinlich glitzernden Sand
Hurtig verhuschende Bächlein
Gefällig gelagert.
Überm Haupt dir beginnt
Zarte Ordnung der Himmel,
Weiße Wolke schichtet
Kühn ihre Türme ins Blau.
Künftige Süße holten
Früchte an den Spalieren
Dir aus Wind und Regen,
Und die Rose am Strauch,
Da du ihr hebst den Kopf,
Weint dir lind in die Hand.

Heimkehr im Herbst

So find ich meinen kleinen Garten wieder:
Gebeugt, geknickt hängts drinnen nieder;
Fröhlicher Wirrwarr von zerzausten Blumen,
Umhergefegten Blättern, alles sagt:
Ein übermütig Fest hat hier getagt;
Des Kelterns wohlgewohnte nackte Sohlen,
Toll tobten sie in dem Revier!
Und alles sagt zugleich: Nein, es war niemand hier,
Und nur der Sommer hat sich fortgestohlen.

Niemand war hier. Lautlos an meinem Schuh
Platzt die Kastanie, wirft mir einen Tierblick zu,
Und nebenhin am bunten Grund
Das Blatt des Nußbaums ist ein Fund.

Die Form bewegt mich, ist ein Glück.
Schön sein Gelenk und schlank sein Stiel!
Was hält mich aber, daß ich mich nicht bück?
Es liegt, daß es vergeh. Und alles ist ein Ziel.

Ein Ziel. Der wirre Glanz lischt aus,
Tret ich nun wieder in das Haus.
Mit kühlen Fliesen grüßt der Flur.
Von abgeklungenen Tagen eine Spur,
Anmutig-fremd, hier hielt sie sich verborgen!
Gut ist das Haus, und schon umschließt es fester.
Wie fühlt dies, wer des Sommers Traum erfuhr,
Den tiefen, glücklichen! – Und jeden Morgen
Legt einen goldnen Apfel mir die Schwester
Auf die Kommode vor die Uhr.

Eberhard Meckel · Winter im Osten

AUS EINER ERZÄHLUNG

».. DANN kam der Panzerangriff. Das heißt, die Russen hatten eigentlich gar nichts mehr anzugreifen, sie hatten nur noch zu erledigen, und das besorgten sie mit jener Gründlichkeit, die ihnen von uns in ›erfolgreicheren‹ Tagen gelegentlich vorgemacht worden war. In der Nacht vorher war wieder Schnee gefallen, und Schnee im Osten, nun ja, du weißt das ja *(ich nickte: Die weiße, weite Öde bei Newel ..)*, ist etwas ganz anderes als Schnee sonst. In diesem Land ist überhaupt alles ganz anders, auch wenn es so aussieht oder sich anläßt wie bei uns, und nicht einmal der Schnee wärmt oder hält die Kälte ab, wenn er sich als Last auf die Zeltbahn überm Ein- oder Zweimannloch legt. Fast jeden Morgen brauchte man den einen und andern nicht mehr zu wecken ..«
Erneutes Nicken von mir. Und: »Wem sagst du das, Roh-

rer!« Dazu das rasch und immer wieder sich einstellende Bild der ersten, eigenen Erfahrung: Im ersten Rußlandwinter, dämmrige, nebeltrübe Frühe, ich als Melder suchend unterwegs, weil die Verbindung von hinten nach vorn über Nacht abgerissen war, bis ich schließlich auf einen ganzen, schweigsamen, zugewehten Infanteriezug stieß, sinnlos abends vorgeschickt, und nun einer wie der andere von den Kameraden tot, erfroren, hingekrallt an eine winzige Bodenwelle, die aber auch keinen Schutz geboten hatte gegen den über die unermeßliche Ebene geführten gnadenlosen Eisprankenhieb des Ostwinds.

Doch Rohrer unterbrach dies Erinnern. »Ich war damals immer mit dem Kollegen von der anderen Fakultät, dem evangelischen Divisionspfarrer, Burger hieß er, zusammen, einem etwas älteren Manne als ich, verheiratet, mit mehreren Kindern, den es auch nicht hinten gehalten hatte, wenns vorne Trost oder sonstwas zu spenden galt. Aber er tats aus einem anderen Grund als ich. Wir teilten alles, bis auf das, was für mich nicht mehr zu teilen war; ich denke, er ahnte nicht, wie es um mich, seinen confrater in confessione, stand. Er war ein ganz einfach gläubiger Mensch, und die Zweifel, die er sich schuf, um in der Sache selbst desto sicherer und gewisser zu sein, behauchten nur das Wort, das er dann sozusagen mit dem Gebet um so blanker rieb. Wir mieden das theologische Gespräch, ich schon sowieso, aus begreiflichem Grund, und er, weil es ihm angesichts, ja wahrhaftig, angesichts der Dinge um uns her offenbar ebenfalls sinnlos erschien. Das Salbungsvolle, leicht Ölige, das nämliche, das in Verbindung mit der unveränderlichen römischen Liturgie immer noch hält und trägt, weils gewissermaßen dazugehört *(Na na! Mir geht das ja ein. Aber, Rohrer, du, auch wenn du nur noch das Gewand des Priesters anhast und sonst keiner mehr bist . .)*, da es sich aus dem uralten Bestand der Sprache nährt – weißt du, das ist mir bei einem protestantischen Geistlichen fast noch un-

erträglicher, weil es die geheimnisvollen Bezüge nicht hat, sondern leichter noch in Berufsgeschwätz ausartet. Verstehe bitte, was ich damit sagen will *(ein Blick zu mir her. O ja, ich verstehe):* Dieser Mann da hatte gar nichts davon; ich bin überzeugt, er besaß es einmal, aber jetzt war es von ihm abgefallen, war ihm durch die entsetzliche Wirklichkeit abgewöhnt, sein Wesen war wunderbar schlicht geläutert und zu dem gebracht, was jetzt, hier notwendig und gebraucht war. Oh, ich bewunderte ihn; er war immer, immer ganz da.«
Immer wieder Rohrers Mund, den ich ansehen mußte: ein gerader, dünner Strich. Und die Augen, einmal nah, herzlich, jetzt wieder fern, unbewegt, mit seltenem Nieder und Auf der Lider: »Du kennst das Geräusch anfahrender Panzer. Ich brauche dir nichts zu erzählen. Aber es ist doch eine der übelsten Sachen, wenn man, gedämpft von der schneeigen Unterlage, welche die bodenpressende, dumpfe Wucht der schweren Fahrzeuge mildert und sogar etwas abfängt, das reine Rasseln vernimmt. Töne, die man bei Dante liest und bei Hieronymus Bosch sieht, die hört man da, und um so deutlicher, wenn man völlig machtlos dagegen ist. Die Russen wußten natürlich auch längst, daß für die Siebenkommafünf-Pak keine Munition mehr da war, und die kleinen Fünfzentimeterdinger, die man vielleicht versucht hätte, den T-Vierunddreißigern entgegenzuspucken — danach schüttelt sich so ein Riese noch nicht einmal! Doch man versuchte es gleich gar nicht, denn wo hätte mans versuchen sollen? Nach welcher Seite und Richtung? Von überall her, von rundum das Gerassel, acht Uhr morgens, keine Wärme mehr, nichts mehr zu essen, die Waffen eingefroren, und wenn nicht eingefroren, dann die Finger erfroren, die Waffen zu bedienen. Da wars ein leichtes Spiel mit uns, sehr leicht —«
»Hör auf, Rohrer! Ich kanns mir denken!«
»Gewiß, du kannst dirs denken. Siehst du, und genau so war es auch. Ganz genau. Haargenau. So genau, daß sich im Ne-



bel, im Dämmer, jeder einzelne Schrei unterscheiden ließ. Und immer wieder, ich weiß nicht, wie er das fertig brachte, sprang mein Kamerad, mein Mitbruder in Christo *(entsetzlich, war das eine Art lautlosen Lachens um Rohrers Mundpartie, oder was wars? Jetzt wieder vorbei)*, sprang aus dem Loch, sprang hin, wenns nah war, kniete kurz nieder und gab sein Zeichen über etwas, das bereits auf andere Weise gezeichnet war, sehr irdisch gezeichnet allerdings, zu irdisch, möchte ich sagen. Und ich, mein Lieber *(zum ersten Mal: Mein Lieber!)*, ich, ich sprang nicht, keineswegs, ich blieb in meinem Loch, denn es war ein gutes Deckungsloch, soweit unter solchen Umständen von gut zu reden war; wir beide hatten es uns ausgehoben und es uns, seit die Einschließung endgültig war, darin bequem gemacht, so bequem es ging: wir konnten zeitweilig sogar beide beinahe liegen .. Aber nun besaß ich dieses Loch sozusagen für mich, der ich nicht sprang, sondern vorsichtig auslugte, wie der andere es tat, völlig sinnlos, ohne Deckung, ohne alles. Was sage ich: sinnlos? Für ihn nicht, für ihn durchaus nicht, so wie er, wie man zu sagen pflegt, gebaut war .. Und er war gut gebaut dafür, weißt du, so richtig von innen heraus, verstehe *(wieder dies Gesicht von vorhin)* – und dann, als es nichts mehr zu springen und niederzuknieen und Zeichen zu machen gab, hatten ihn ein paar der Panzer regelrecht umstellt, und einer fuhr gegen ihn vor, der aufrecht stand, das kleine Silberkreuz an der Kette, Signum seines Amtes, seiner Würde, seines Dienstes, auf die Brust gepreßt mit beiden Händen. Aber *(kurze Pause, Schweigen, wieder der gleiche Erzählton, ungerührt)* Gott half nicht, es half überhaupt keiner, und so fuhr ihn der Panzer um, wie man eben etwas Beliebiges umfährt, warum nicht?, ja, der Panzer setzte sogar nochmals zurück, wendete auf dem, was schon nichts Menschliches mehr hatte, eigentlich nur noch Schnee und Dreck und rote Farbe und ein wenig Feldgrau dazwischen, und es war ein höchst wollüsti-

ges Fahren und Drehen und Wenden in einem seltsamen Einverständnis von Maschine und Erde, auszuwalzen, was dazwischen ist. Ich habe das nie wieder so kraß, so unmittelbar wahrgenommen, ich, in meinem Loch, vielleicht schätzungsweise fünfzig Meter davon entfernt *(man täuscht sich immer)*, eiskalt und schaudernd, denn ich sah ja sozusagen zu, wie man es in Kürze auch mit mir machen würde . .«

Wieder eine Unterbrechung. Rohrer schaute nicht zu mir, ich nicht zu ihm hin. Draußen, vor den Fenstern, wurde gehackt, ein friedlicher, gärtnerischer Laut. Das Gebirge, vor den größeren, einfacheren Linien der Ferne ein näherer Streifen Walds, erst föhnig verblauend, wandelte sich allmählich ins Silberlicht des Mittags. Das hohe Pfarrzimmer, so fremd erst, gewann es nun doch vertraute Züge? Panzer, Blut, das Schreien, das Schreien, nie zu vergessen – und jetzt, eigentlich mechanisch einen Schluck aus dem Glas vor mir nehmend, schmeckte mir der Wein, zog mich mit der leicht herben, heimatlichen Süße, die er hatte, duftig an. Meine Frage, die Frage dessen, der hier sicher saß, auch herausgelangt, irgendwie, weiß ich, wenn ein Schräubchen nicht gepaßt hätte, aber es hat eben gepaßt, und nun bin ich da, ich bin da, ich bin da: »Und wie kamst du aus der ganzen Geschichte heraus, Martin.« Martin – das hatte sich mir so auf die Zunge gelegt, obwohl Rohrer immer ›der Rohrer‹ für mich gewesen war, ein Wesen ohne Vornamen. Wars die insgeheime Antwort auf ›mein Lieber‹? Ach nein, das hatte wohl nichts damit zu tun.

»Und wie kamst du aus der ganzen Geschichte heraus?« – Rohrer wiederholte nachdenklich als Gegenfrage und im gleichen Wortlaut, was ich eben gesagt hatte. Und erneut schoß mir es auf, dieses ›ich bin da, ich bin da‹, und trotzdem kam mir gelassener heraus, als ich es meinte, so sehr obenhin eigentlich, achselzuckend: »Glück, Zufall, wie man eben so Glück hatte, Schwein, richtiges, regelrechtes Schwein. Mei-

netwegen auch Zufall.« Ich langte mir nochmals das Glas, tat einen tiefen Zug, bis zum Rest. Rohrer goß gleich nach. Dieses gluckernde Geräusch, auch ein Teil vom Leben selbst, wahrhaftig.

»Glück, Zufall. Schwein, regelrechtes Schwein. Zufall.« Rohrer, im raschen Herüberblick zu mir: »Meine Antwort, mein Lieber *(nun schon zum zweiten Mal!)*, meine Antwort. Denn als nach einer Weile die inzwischen aus den Panzern ausgestiegenen Russen nachzuschauen begannen, ob in den Schützenlöchern vielleicht doch noch etwas lebte und nicht ganz tot war und es möglicherweise irgend etwas zu holen gab, was sie brauchen konnten, entdeckten sie mich und zogen mich heraus ins Freie. *(›Ins Freie‹ ist gut! Schöne Freiheit plötzlich . .)* Erst mochten sie mich für einen höheren oder gar hohen Offizier halten, angetan mit einem besonderen, ihnen nicht bekannten Orden, so eine Art besseres Ritterkreuz, für das sie zunächst das priesterliche Kreuz ansahen, das mir einer von ihnen an der unter den Kragen gelegten Kette aus der linken Brusttasche hervorholte. *(Allerdings eine Art ›besseres Ritterkreuz‹, verdammt noch mal, was für ein Ausdruck.)* Ich dünkte ihnen ein guter Fang, wie sie mich da umstanden, nicht roh, ohne Hohn, ohne Neugier, ganz sachlich, ein Objekt ihrer Blicke, die nichts preisgaben, was für ein Denken sich dahinter verbarg, ein Objekt ihrer Unterhaltung, von der ich, bis auf ein paar jedem geläufigen Brocken, so gut wie nichts begriff. Schließlich trat einer von ihnen, wohl der Kommandant der Panzergruppe, auf mich zu und fragte auf Deutsch *(.. das konnten sie alle! Hätten wir einmal so Russisch gelernt, das wäre besser für uns alle gewesen):* »Du Pope?« Ich nickte, nun ja, ich wars ja irgendwie auch, worauf er mich auf sein Fahrzeug zu klettern anwies, selbst ins Innere stieg und irgendeinen Befehl zu den Fahrern hineinsprach; die anderen blieben an der Stätte des Erfolgs und des Todes zurück, doch er fuhr mit mir weg, ich

weiß nichts mehr von der Fahrt, ich weiß auch nicht mehr, wie lange sie dauerte – auf jeden Fall, hinter einer Mulde gab es einen plötzlichen Halt, ich mußte abspringen, und der Russe zeigte auf einige, aus dem flachen Gelände schwach sich abhebende Hügelchen, kleine, verschneite Zelte, aus unseren Zeltbahnen zusammengefügt, wie ich beim Näherstapfen durch das tiefe, pulvrige Weiß erkannte *(weite, weiße, weiße Öde, irgendwo im Osten)*. Und dann, als ich, gefolgt von dem Offizier, nahe kam dorthin, wohin ich gewiesen war, und die angewehte Schneelast abschüttelnd den ersten Zelteingang freilegte, erkannte und roch ich das Grauenhafteste, das ich bis dahin je mit meinen Sinnen hatte aufnehmen müssen, ein Inferno von Gestank, Wunden, abgefrorenen Gliedern, Blut, Unrat, und mitten darin regte es sich noch unbestimmt, gurgelte hervor, röchelte da und dort zwischen letztem Schweigen – und so Zelt um Zelt, wohl zwanzig an der Zahl, angefüllt, gepfercht mit totem, verhungertem, verhungerndem, sterbendem menschlichen Inhalt, Verwundete, Kranke, die bei den Rückzugskämpfen oder, wie sich das ja im Wehrmachtsbericht besser anhörte, den ›planmäßigen Absetzbewegungen‹ oder ›Frontbegradigungen‹ *(wie hat man uns belogen. Wer ›man‹?)* zurückgelassen worden waren, weil sie ja nur die Flucht aufhielten, und die von den Russen als hoffnungslose Fälle, die man am besten sich selbst überließ *(als hätten wir es oft anders gemacht..)*, hier zusammengebracht worden waren. *(Der eine Zug auf dem Nebengleis in Osipowitschi, lauter offene Loren, Gefangenenfracht, die erfrieren mußte, und damit war man sie billig los. Selbst gesehen, Martin, selbst gesehen! Und Paule, der Berliner, stieß mich beim Vorüberfahren noch an und sagte: ›Wenn det mal zurickschlächt, Mensch ..‹ Es schlug zurück ..)* Ich erkannte manches Gesicht wieder; diese Gestalten, mit und ohne Litzen – wenn die Mütter wüßten, unter welchen Umständen ihre Söhne zuweilen endeten, vielleicht hätte das überhol-

teste Schlagwort, daß es süß und ehrenvoll sei, für das Vaterland zu sterben, doch endlich einmal abgewirtschaftet. Was meinst du?«

»Laß sein, Martin. Du wirsts nicht ändern.«

»Nein, ich werde es gewiß nicht ändern, gerade solange ich und, vielleicht auch du *(kurzer Blick zu mir)* spüren, daß derjenige, zu dem die meisten Menschen rufen, es gar nicht ändern will, es gar nicht ändern kann, weils ihn ja gar nicht gibt. Und wenn, dann hätte er auf dieser heiteren Welt bald nichts mehr zu tun, falls er wirklich ändern wollte, und das wäre doch schlimm, zumal für diejenigen, die ihn sozusagen offiziell vertreten, also auch für mich, den Pfarrer, den bezahlten, bepfründeten Priester ..«

Rohrers Mund wurde noch mehr ein Strich. War das überhaupt noch ein Mund? Wars nicht eine Kerbe, vom Leben geschlagen? »Du lästerst, Martin! Ich mag das nicht, auch wenn ich dir zunächst recht gebe, obwohl die Dinge so nicht stimmen. In diesem Gewand, das du anhast: Das ist unwürdig!«

Doch da kams mit einer schneidenden Schärfe zurück, die ich nie hinter der Ruhe, der Scheinruhe freilich nur, des Gesprächs vermutet hätte: »Unwürdig? Unwürdig ist etwas anderes! Davon versteh ich mehr! *(Kurzes Atemholen, ein kurzer Griff von Rohrer zum Glas, ohne zu trinken.)* — Da! Pope! Beten! — Das sagte, nachdem ich in alle Zelte geschaut hatte, und überall das gleiche Bild, der mich begleitende Russe, und dieser Befehl war wohl derjenige, den ich am wenigsten erwartet und der mich, sonst auf alles gefaßt, am meisten traf, ausgerechnet mich. Aber es half nichts, fast drohend wiederholte sich die Aufforderung ›Beten!‹, und so beugte ich mich denn nieder, überall, in jedem Zelt, sprach noch mit manchen, die da lagen, einige, die es noch vermochten, wandten sich auch stumm ab, ach, welche Anklage, meine Brüder im Nichts!, wie war ich euch besonders nah, ihr müßt es doch gefühlt haben!, und andere, wie versuchten sie noch



Franz Marc · Drei Pferde (Bleistiftzeichnung)

mit kaum vernehmbarer Stimme nachzumurmeln, denen ich das Absolvo te gab und auf die verlauste, vereiterte, blutige Stirn strich. Und merkwürdigerweise, ich hatte plötzlich alle gekonnten Gebete, die lateinischen und die deutschen, vergessen, ich war wie vor den Kopf gehauen, kein Wunder vielleicht und begreiflich; aber ich hörte immer wieder, gleichsam im Traum und ganz, ganz von fern, meinen eigenen Mund hinflüstern den einen Satz aus dem Miserere bei Begräbnissen ›Domine, labia mea aperies et os meum annuntiabit laudem tuam‹ – Herr, öffne meine Lippen, und mein Mund wird verkünden Dein Lob .. Und das in meiner Situation, mein Lieber, nicht zu fassen! Doch denen, die es noch angehen konnte, war es mehr als Hostie und Ölung, es war der letzte Wink des Lebens vor etwas, das – ich hatte es ja erfahren – kam, indem es nicht kam .. *(Rohrer trank jetzt einen Schluck.)*
Und dann, nachdem ich auf diese Weise überall gewesen war, später jeden Zelteingang auf Geheiß des Russen wieder sorgfältig verschlossen hatte, erwartete ich eigentlich nun auch für mich das Letzte. Aber nichts dergleichen. Der Kommandant, der die ganze Zeit aufmerksam und vollkommen schweigsam bei dem, was er mir zu tun aufgetragen hatte, dabeigestanden war, ging alsdann wieder mit mir zurück, nötigte mich auf den Panzer und fuhr genau so um, wie hergekommen, doch schließlich noch ein gutes Stück über die Stätte des letzten Vernichtungskampfes hinaus, die in verlassener, zerfledderter Öde lag, da und dort ein Toter, verkrampftes Gebein, umhergestreute, aufgerissene Habseligkeiten, Waffen, alles von T-34-Spuren kreuz und quer durchpflügt, und, im raschen Vorbeirasseln gesehen, gleichsam eingeschmolzen in die zerwühlte Weiße, ein Rubin des Grauens da, was einmal ein Mensch, ein Gefäß des christlichen Worts und der Verkündigung von Liebe gewesen war, besser als ich und eher dort am Platz, wo ich vorhin hatte

knien müssen. Ja, und zum Schluß, beim endlichen Halt vor einem kleinen Wald, an dem auch die anderen russischen Panzer verhielten, bis zu diesem Punkt wohl vorgezogen und auf ihren Kommandeur wartend, das gänzlich Unbegreifliche, aber wann macht ein Russe schon das uns Begreifliche: der Offizier, ich wüßte nicht mehr, wie er aussah, sie sehen alle gleich aus, hieß mich mit einer schroffen Handbewegung absteigen, wies kurz mit dem Arm in eine Richtung: ›Da – geh – heim – du!‹ *(Rohrer sah so aus, als schaffte etwas mit Überdruck in ihm, doch er hatte sich so in der Gewalt, daß eigentlich nur eine Art leises Ausatemventil zu hören war, alles andere preßte er wieder mit Kraft in sich hinein.)* Und so ging ich denn, gewärtig der nachgesandten Kugel. Aber nichts. Nichts. Der Panzer, ich schielte nicht zur Seite, aber ich nahms doch wahr, schwenkte um und rasselte zu den anderen ab, und ich ging und ging, bis ich im menschenleeren Gelände auf irgendeine Nachhut von uns stieß und gerettet war – alles ganz unbegreiflich, ganz unbegreiflich. Hast du mir, Jahre danach, eine Erklärung dafür? Ich habe keine, weder damals noch heute. Heute noch weniger als damals..«
»Eine Erklärung? Nun, daß du offenbar..«
».. aufgespart – das wolltest du doch wohl sagen, nicht wahr?« fuhr mir Rohrer dazwischen, ehe ich meinen Satz noch zu vollenden vermochte. »Aufgespart! Ha, nicht so billig, mein Freund, Schulkamerad von vor fünfundzwanzig, dreißig Jahren! Aufgespart! Das ist die dürftigste Auslegung von etwas, das sich eben nicht auslegen läßt. Aufgespart, weiter bis zum heutigen Tag, bis zum Jüngsten Tag, bis zu dieser Stunde, damit ich hier als Pfarrer, der ich nur noch nach außen hin bin, die Ordnung in meiner Gemeinde erhalte? Damit überhaupt die Ordnung, wenn auch mit der Lüge, aufrecht erhalten werde? *(Rohrer setzte sich breit zurecht.)* Reden wir nicht davon. Verzeih! Aber – du trinkst ja gar nicht! Komm, hier, dein Glas..«

Rudolf Hagelstange · Gedichte

Noch einmal . . .

WIE war das einmal Trank und Speise
und noch von keiner Gier verkürzt:
das Wandeln einer weiten Reise,
die nicht auf rasche Ziele stürzt.

Das Feuer vor den leichten Zelten,
die Schnellen in dem Ruhn der Nacht,
und hoch ein Kreis von fernen Welten,
die keine Sehnsucht feindlich macht . . .

Der Früchte Rund auf fremden Fluren,
der Mühlen Gang im Trieb der Flut,
der stumme Takt der Sonnenuhren,
das Licht, in dem die Traube ruht.

Wie war dies einmal Durst und Nahrung;
und keine Stätte *nahm* von dir . . .
Noch einmal schritt der Gott zur Paarung
und kam als Wolke, Schwan und Stier.

Noch einmal trat aus Born und Quelle
die Nymphe mit betautem Haupt,
und Artemis in kurzem Felle
stand hell, von sanftem Grün umlaubt.

Der Gipfel Traum, die klaren Buchten,
die Städte — weiß auf braunem Grund,
des Meeres ungehemmte Fluchten,
der Inseln frei gefügter Bund . . .

Wie war das alles Lustgebärde!
Und tiefer doch als je gewußt
trank das verspielte Kind der Erde
sich Seele an aus dieser Brust.

Wer hält dich . . .

WER hält dich in den Armen?
Und wen hältst du? –
Das Hier hat sein Erbarmen.
Ein Wind trägt es dir zu.

Ein Wind hat es genommen.
Hier – ist ein flüchtiger Ort.
Das Feuer, kaum entglommen,
verflüstert, wie ein Wort.

Ein Wort . . . Laß es dem Winde.
Vielleicht kennt der ein Dort.
So gib dich hin. Und schwinde.
Und – dauere fort . . .

Der alte Garten (Muzot)

FOLGE mir in den Garten . . .
Er grünt um das alte Haus;
das sieht aus Fenstern und Scharten
in das Tal der Rhône hinaus.

Efeu hält seine Flanken.
Klematis und wilder Wein
tasten in zögernden Ranken
über verwitterten Stein.

Eidechse funkelt am Felsen;
kehlenauf schlägt ihr das Herz.
Malven mit hohen Hälsen
recken sich sonnenwärts.

Dort unter schattendem Laube
fächelt ein freundlicher West,
rührt an der hängenden Traube,
rüttelt am Birnengeäst.

Wie die pastell-blauen Bälle
der Kugeldisteln im Wind
schwanken, als ob sie von schnellen
Händen geworfen sind!

Höre, wie der Mäander
des Bachs durch die Wiesen schlurft,
bis er, gestaut, auseinander-
schäumend die Weide kurvt . . .

Lausche am Tore dem leisen
Strahl aus dem Brunnenrohr,
wie er in zitternden Kreisen
rasch sich ins Schweigen verlor.

Schon hat der Oleander
die schwankenden Sinne versöhnt
und der Wasser Gewander
mit stillem Duft übertönt.

Hörtest du Schritte nicht eben?
Laß zu den Rosen uns gehn,
hügelan nun durch die Reben
das Kommen der Nacht zu sehn . . .



Dort auf die schmale Terrasse,
die Garten und Weinberg grenzt,
stützt sie das Kinn in die blassen
Hände. Ihr Auge glänzt.

Sie trinkt aus den Rosenbüschen,
bis sich um Strauch und Baum
Duft und Dunkel vermischen,
und sinkt in Traum ...

Jacob Burckhardt · Briefe aus Paris

Als der junge Basler diese Briefe schreibt,
ist er fünfundzwanzig Jahre alt.

An Gottfried Kinkel

Paris 16 Juny 1843.

Vieltausendmalgeliebter Urmau!
Ich bin den 8ten hujus hier angelangt und habe mir Paris 8 Tage lang schmecken lassen; jeden Morgen im Louvre und in den Kirchen; jeden Abend auf den Boulevards und im Theater. Damit du aber siehest, wie zuverlässig ich bin, so wisse, daß ich den 1ten hujus von Rotterdam aus eine Recension deiner Gedichte an die Köllner Zeitung schickte, welche angekommen sein muß, da ich sie frankierte; aber die Schlingel haben sie noch nicht abgedruckt ...
Sobald ich Briefe von Euch habe, schreibe ich Euch wieder, und dann mehr. Gestern bin ich zum ersten Mal auf der bibliothèque royale gewesen; mit dem was dort ist, kann ich schon fertig werden; für meinen Zweck brauche ich dort etwa 130—140 Stunden Arbeit, also 2 Monate. Am 15ten August wird die bibliothèque geschlossen, dann arbeite ich in den Bibliotheken vom Arsenal und von Ste. Geneviève bis gegen den Oktober hin. —

Ich habe Hugo's Burggrafen gesehn. Die Intentionen sind hie und da höchst grandios, aber am Ende überwiegt doch der Unsinn. Beauvallet in seinen guten Momenten erinnerte an das, was ich von Ludwig Devrient habe erzählen hören. Der Alexandriner ist aber ein unleidlicher Vers, selbst auf dem Théâtre français. – Im Odéon hörte ich ein kleines Ding von Molière, welches köstlich war; darauf begann Racine's Andromaque, wo ich denn freilich nach dem ersten Akte auf und davon lief. Den Racine halt' ich nicht mehr aus. – Was sagst du zu der Idee eines kleinen Stückes: la fille de Figaro, welches im Théâtre du palais royal gegeben wird – es ist ein weiblicher Figaro, d. h. eine Gelegenheitsmacherinn und Allerweltsmädchen, die zwei Liebende durch alle möglichen Intriguen protegiert. Ist der Gedanke nicht glücklich? – Der Figaro des Beaumarchais ist doch am Ende ein Halunke und was er thut, thut er um des Geldes willen, während diese fille de Figaro (die weiter mit Figaro nichts zu thun hat) aus Gutherzigkeit das Ihre thut. – Es ist übrigens merkwürdig mit dem französischen Theater; selten trifft man ein großes Talent, aber ein mittelmäßiger französischer Schauspieler ist immer *mittelgut*, ein mittelmäßiger deutscher Schauspieler aber in der Regel *mittelschlecht*. Daher ist auch in den kleinen Winkeltheatern von Paris *immer ein Ensemble* und der Dichter kann seine Freude daran haben. Freilich kann sich's kein Mensch verhehlen, daß das französische Drama, besonders das Trauerspiel, auf gottlosen Abwegen ist...

Nun Addio, herzlieber Urmau. Ich sehne mich bitterlich nach Euch und gehe alle 2 Tage auf die Post, um nach Briefen poste restante zu fragen, obschon ich zum Voraus weiß, daß ich nichts vorfinde. Addio, dich küßt dein getreuer

Eminus.

An Willibald Beyschlag

Paris 19 Juny 1843.

Geliebter Balder!

Endlich bin ich hier (seit dem achten Junius) und wohne Rue Marsollier N° 13. Seid mir tausendmal gegrüßt.
Soll ich dir's gestehen oder nicht, daß man in Paris Heimweh nach Berlin haben kann? d. h. nach Berlin selbst nicht, aber nach dem was darinnen ist, d. h. nach Euch. Du machst dir gar keine Idee davon, wie einsam man hier leben kann mitten unter dem Mordlärm und ewigen Spektakel. Aber wart nur, ich will schon Bekanntschaften machen! – Freilich, einen Berliner Winter 1842/3 erlebe ich auch nicht wieder, das weiß ich schon. – Gestern war es in Paris furchtbar heiß und schwül; die Straßen wogten voll Menschen, weil es Sonntag war; da machte ich mich hinaus nach S. Denis, um eine historisch-elegische Erquickung von erster Sorte zu nehmen. Es war 3 Uhr, als ich in die schöne, kühle alte Abteikirche trat, an die sich alle Erinnerungen des ehemaligen Frankreichs knüpfen. Eine Menge Menschen drängten sich nach der Königsgruft, während die Orgel sich in donnernden Akkorden erging. Die Särge sind jetzt freilich leer, aber die Knochen liegen allesammt in der großen Gruft in der Mitte, welche Napoleon für sich selbst hatte zurichten lassen. Da wird man nun binnen einer Viertelstunde durchgejagt, von Chlodwig und Carl Martell bis zu Ludwig XVI und den Überresten Marie-Antoinettens. An einer Wand sieht man die barbarische Mosaikgestalt Fredegundens, von ihrem Grabe. Und wenn man dann wieder in die Kirche hinaufsteigt, so glänzen einem Napoleon und Louis-Philippe in großen Glasgemälden entgegen. Kurz, es ist zum toll werden. Über dem Hochaltar schwebt noch die alte Oriflamme, welche Philipp-August in Palæstina mit sich führte. – Das weiß ich jetzt; wenn ich mich einmal erholen will, so fahre ich eines Morgens nach S. Denis, spendiere ein paar Franken dran und lasse mich in die Königsgruft einschließen. –

Was Paris selbst betrifft, so macht es lange nicht den historischen Eindruck, den man davon erwartet. Trotz aller Affenliebe der Pariser Kunst und der Pariser Société für das Mittelalter und die Renaissance, sucht doch ein Jeder ganz ängstlich das modernste was er hat, herauszukehren, und an den klassischen Hauptstellen der Stadt überschreien 100 mannshohe Affichen jede Erinnerung. Von der ersten Revolution hat man im Allgemeinen nur ganz mythische Begriffe; über der Stadt schwebt im Ganzen vielmehr eine bange Sorge für die Zukunft, als eine Erinnerung des Vergangenen, obwohl der speziellen Denkmäler eine Legion ist. Ich glaube, es kann nicht mehr sehr lange dauern bis zu einer neuen Explosion. Einstweilen lebt Alles in den Tag hinein, das ist der vorherrschende Eindruck. –
Ich würde jetzt noch nicht schreiben, wenn mir nicht so viel daran läge, daß ihr meine Adresse wisset. Dem Torstrick schreib ich erst, wenn ich etwas wahrhaft Neues weiß; ich glaube, wär' er hier, so würde ich Paris ganz anders genießen. So ohne allen Umgang, Tag für Tag bald dieß bald jenes mitzunehmen, verwirrt nur; ich habe mich schon mehr als einmal ganz dumm geloffen. Aber schön ist dieß Paris doch; wenn ich jene Aussicht vom Berliner Marienthurm auf trostlose Häuserreihen und trostlosere Haiden und Steppen mit der ganz majestätischen Aussicht vom Arc de l'Etoile vergleiche, so weiß ich, daß zu himmlischem Amusement nur Ihr und die Bonner mir fehlt ...
Vor einigen Tagen verlangte ich beim Portier eine Flasche Wasser. Er sagte: Monsieur, Sie trinken zu viel von unserm Pariser Wasser, das giebt Fieber; – hier trinken Wir immer Wein darunter. – Ich lief voll Schrecken in die nächste Kneipe und schaffte mir einen Flaschenkeller an, bestehend in einer Flasche Mâcon, welche ich alle 2 Tage erneuere. Man kann hier vor lauter Vernunft ein Süffel werden, wie ich merke ...



Gertrud von le Fort · O tröstet die Finsternis

Aber sehr zart und gebrechlich ist jegliches Saitenspiel
Und tief verwundbar sind die empfindlichen Stimmen –
Weh, auf den Straßen der Zeit
Irren verstörte Gesänge,
Umnachtete Lieder fallen den Wanderer an,
Und zersprungene Glocken
Wehklagen wirres Gebet –
Es unholdet in den Wäldern der lieblichen Musen
Von den Gesichten des Grauns,
Und vom Gespenst der totenblassen Verzweiflung.

O gönnt doch, Freunde, gönnt dieser armen Welt
Doch wieder das Labsal eines lichten Gesanges,
Daß ihr die Finsternis tröstet und selbst mit geretteter
Die Morgenröte erreicht, [Stimme
Die zartverheißende, die gesegnete Stunde –
O tröstet die Finsternis zu ihr hin,
Sonst schrecken die Seelen
Ins Mitternächt'ge zurück,
Die Weisung der frommen Sterne
Wird unerkennbar,
Und am erzürnten Himmel erscheinen wieder
Die Fahnen der wilden Kometen.

BÜCHER

AUS DEM INSEL-VERLAG

Wie herrlich

wäre es um die Literatur bestellt,

wenn sie nicht der Mode unterworfen wäre

und wenn die wenigen Menschen,

für die sie bestimmt ist,

sich freundlichst um sie kümmerten!

STENDHAL

Neuerscheinungen Frühjahr 1953

Der Preis bezieht sich, wo nichts anderes angegeben ist,
auf den in Leinen gebundenen Band.

BERENSON, BERNARD: ENTWURF ZU EINEM SELBSTBILDNIS: Aus dem Englischen übertragen von Hanna Kiel. 208 Seiten. Mit 6 Bildtafeln. Etwa M 15.–.
Der betagte Gelehrte, als Kenner der klassischen Malerei weit über den Kreis der Fachleute hinaus berühmt, gibt in dieser philosophischen Studie eine Art literarisches Seitenstück zu den unerbittlichen Altersporträts der ihm so wohl vertrauten Meister. Die Bildbeigaben des zuvor in Amerika, England und Italien erschienenen Buches zeigen den Verfasser und seinen über Florenz gelegenen Wohnsitz.

BÜCHNER, GEORG: WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Sechste Auflage. 408 Seiten. Dünndruckausgabe im schmiegsamen Leinenband. M 9.–.
Der Insel-Büchner ist in der Forschung ein Begriff geworden: dem Text liegt der handschriftliche Nachlaß zugrunde, der vom Insel-Verlag erworben und später dem Goethe-Schiller-Archiv übereignet wurde. Die Briefe von und an Büchner und die hier vereinigten Lebenszeugnisse geben ein Bild des geistigen Deutschland zur Zeit des frühvollendeten genialen Dichters.

COMMON, JACK: GLÜCK IST TRUMPF. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Peter Dülberg. 300 Seiten. M 12.80.
Wie der Held seines Romans ist Jack Common als Sohn eines Lokomotivführers in Newcastle-on-Tyne im Jahre 1903 geboren. Indem er von einer Kindheit im Arbeiterviertel der englischen Industriestadt erzählt, ist er weit davon entfernt, sich selbst zu bemitleiden: er sieht durch alles Trübe des Alltags hindurch die Chance des Lebens, die man Glück nennt. Als das Buch in England erschien, schrieb New York Herald Tribune: Erinnert an die frühen Romane des jungen D. H. Lawrence – nur erzählt Common mit viel mehr Humor und Sachlichkeit.

GOETHE: GEDICHTE UND DRAMEN. Zwei Bände. XXXVI, 670 und 720 Seiten. M 12.–.
Die beiden Bände, dem ersten und zweiten Band des zur Zeit vergriffenen ›Volks-Goethe‹ entsprechend, bringen Erich Schmidts



klassischen Lebenslauf Goethes, eine umfassende Auswahl der Gedichte, Faust I und II vollständig und fünfzehn Dramen, von der ›Laune des Verliebten‹ bis ›Pandora‹. Der Anhang der Bände bietet ausführliche Einführungen und Erläuterungen.

KÄSTNER, ERHART: ÖLBERGE / WEINBERGE. Ein Griechenlandbuch. Mit Zeichnungen von Helmut Kaulbach. 272 Seiten. M 9.80.
Ehe das ›Zeltbuch von Tumilad‹ den Namen seines Verfassers weithin bekannt machte, kannten viele Erhart Kästners Griechenlandbuch. Das jetzt erscheinende Werk hat mit ihm nicht viel mehr als den Schauplatz gemein, der freilich wiederum und jetzt nach starken neuen Eindrücken in farbigen Szenen lebendig geschildert wird. Das besondere Anliegen des Autors aber ist es, nicht zu beschreiben, sondern das Erlebnis der Landschaft und der mit ihr verbundenen Elemente unserer geistigen Welt zu spiegeln, wie es sich für den Menschen dieser Zeit ergibt.

MAURIAC, FRANÇOIS: DIE EINÖDE DER LIEBE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von G. Cramer. 176 Seiten. M 7.80.
Das Werk des Nobelpreisträgers von 1952, vor Jahren schon mit dem Großen Preis der Französischen Akademie ausgezeichnet, ist ein Meisterstück psychologischer Menschenschilderung. Vater und Sohn lieben, ohne von einander zu wissen, dieselbe Frau; keiner erreicht sie. Mit überlegener Sicherheit ist ein Roman geschaffen, dessen menschlicher Gehalt das bürgerliche Milieu seiner Handlung weit überragt.

RILKE, RAINER MARIA: GEDICHTE 1906 BIS 1926. Sammlung der verstreuten und nachgelassenen Gedichte aus den mittleren und späteren Jahren. Herausgegeben vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke. Besorgt durch Ernst Zinn. 694 Seiten. M 27.–.
Der umfangreiche Band, im altgewohnten Format der Werke Rilkes, enthält alles das, was im angegebenen Zeitraum neben den von Rilke selbst in Buchform veröffentlichten Gedichten entstanden ist, darunter viele hier zum ersten Mal nach der Handschrift gedruckte Gedichte. Die Sammlung ist die wichtigste Rilke-Publikation seit der Werk-Ausgabe von 1927.

RILKE, RAINER MARIA: BRIEFE AN FRAU GUDI NÖLKE. Herausgegeben von Paul Obermüller. 200 Seiten. Mit 4 Bildtafeln. M 12.–.
Die Briefe aus den ersten Jahren von Rilkes Leben in der Schweiz



zeigen den Dichter in der Wirklichkeit seines Alltags als helfenden Freund. Wertvolle Beigabe ist der Bericht von Frau Wunderly-Volkart über Rilkes letzte Tage. In den Anmerkungen findet man die sehr anschaulichen Berichte Schweizer Zeitungen über Rilkes Vorlesungen.

Wohlfeile Insel-Ausgaben

Mit dieser Reihe wird die Tradition des Insel-Verlags wieder aufgenommen, bewährte Werke zeitgenössischer Dichter in schönen preiswerten Ausgaben vorzulegen.

CLAES, ERNEST: FLACHSKOPF. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. Mit Vorwort und Zeichnungen von Felix Timmermans. 232 Seiten. M 5.80.
Über diese Geschichte einer fröhlichen Dorfjugend in Flandern schrieb Hermann Hesse beim ersten Erscheinen: Inmitten einer völlig problematisch gewordenen Literatur kann das Harmlose, wo es irgend dichterisch angefaßt ist, Wunder tun – man denke an Jammes, an Timmermans. Nun kommt noch einer, dieser Claes mit seinem Lausbuben Flachskopf. Es gibt Seelen, in denen noch alle Kindheit lacht.

LE FORT, GERTRUD VON: DIE MAGDEBURGISCHE HOCHZEIT. Roman. 244 Seiten. M 5.80.
Nur eine Dichterin von hohem Rang konnte so selbstverständlich das private Schicksal einer jungen Magdeburgerin mit den politischen Geschehnissen der Zeit verbinden. Aus dem Untergang der Stadt, in Flugblättern ›Magdeburgische Hochzeit‹ genannt, erhebt sich das Ewige in reiner Herrlichkeit.

SILLANPÄÄ, FRANS EEMIL: SILJA, DIE MAGD. Roman. Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist. 320 Seiten. M 6.80.
Mitten in einer harten Bauernwelt, die der Dichter mit kräftigem Realismus schildert, entfaltet sich die zarte Blüte des jungen schönen Landmädchens, um alsbald wieder zu verwelken, licht und hoffnungsvoll bis zum letzten Atemzug. Schon um dieser einen bezaubernden Gestalt willen hätte der finnische Dichter den Nobelpreis verdient, der ihm 1939 zugesprochen wurde.



BURCKHARDT, JACOB: BRIEFE. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt. Zweiter Band: Studienaufenthalt in Paris. Erste Dozentenjahre und Redaktionstätigkeit in Basel. Juni 1843 bis März 1846. 328 Seiten. Mit 10 Bildtafeln. M 18.–.
Unter den großen Briefschreibern des 19. Jahrhunderts steht Jacob Burckhardt in vorderster Reihe. Die kritische Gesamtausgabe ist mit ihren umfangreichen sorgfältigen Anmerkungen ein wertvoller Beitrag für die Kenntnis von Burckhardt und seiner Zeit.

CAROSSA, HANS: GESAMMELTE WERKE. Zwei Bände. 720 und 690 Seiten. In Leder M 60.–. (Vergriffen.)
Von der im Jahre 1949 erschienenen Ausgabe wurden hundert Exemplare auf besonderes Papier gedruckt und in Leder nach Einbandentwurf von Walter Tiemann gebunden. Die Ausgabe ist vergriffen.

GOETHES WERKE. Im Auftrag der Goethe-Gesellschaft herausgegeben. (Volks-Goethe.)
Sechster (letzter) Band: Vermischte Schriften. Unter Teilnahme von Andreas B. Wachsmuth besorgt von Hans-J. Weitz. 800 Seiten. Subskr.-Preis M 7.50. (Der Subskriptionspreis ist erloschen. Eine neue Auflage der sechs Bände erscheint im Herbst 1953.)
Mit dem völlig neu gestalteten sechsten Band ist die neue Ausgabe des Volks-Goethe zum Abschluß gebracht.

GOETHE: FAUST · WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgaben auf Dünndruckpapier. In Leder je M 27.50.
Neben der lieferbaren Leinenausgabe (je M 14.–) gibt es beide Bände jetzt auch in rotem Leder, in der Art der alten Insel-Klassiker.

HAGELSTANGE, RUDOLF: BALLADE VOM VERSCHÜTTETEN LEBEN. 72 Seiten. Gebunden M 6.80.
Hagelstanges jüngste Dichtung wurde mit dem Literaturpreis 1951/52 der deutschen Kritiker ausgezeichnet.
»Das Gedicht hat Tiefe und Wahrhaftigkeit, ja echte Volkstümlichkeit. Man kann es vorlesen! In seiner Aussage wird festgehalten – entgegen der gefährlichen Vergeßlichkeit und Selbstbetäu-



bung unserer hektischen Jahre –, was das Jahr 1945 gewesen ist: ein Wegweiser der Wirklichkeit unseres verschütteten Lebens.«

Karl Korn in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

INSEL-ALMANACH 1952. 192 Seiten. 8 Tafeln. Kartoniert M 2.50.
Der erste Insel-Almanach nach einer Pause von zwölf Jahren enthält unveröffentlichte Beiträge von Autoren des Verlages und Stücke aus neuen Büchern, außerdem ein vollständiges Verzeichnis aller 1945 bis 1952 in Wiesbaden erschienenen Bücher des Insel-Verlags.

DIE JUGEND GROSSER DEUTSCHER. Von ihnen selbst erzählt. Herausgegeben von Rudolf K. Goldschmit-Jentner. Neue Ausgabe mit 8 Bildtafeln. 484 Seiten. M 14.80.
Die in diesem Band vereinigten Jugenderinnerungen sind erfüllt von dem Zauber jener Jahre, die nach Jean Pauls schönem Wort als verlorenes Paradies in unserem Herzen weiterleben. Das Werk ist in besonderem Maße geeignet, ein Lesebuch für junge Menschen zu sein, die an den Schicksalen der Vergangenheit ihr eigenes Suchen und Streben messen mögen. Die Jugendbildnisse, die der neuen Auflage beigegeben wurden, machen den Band zu einem Geschenk von besonderem Reiz.

KIPPENBERG, ANTON: REDEN UND SCHRIFTEN. 320 Seiten. Mit 18 Bildtafeln. In Leinen M 12.50.
Persönliche Erinnerungen ›Aus den Lehr- und Wanderjahren eines Verlegers‹ leiten die Auswahl der Beiträge ein, die Anton Kippenberg als Verleger, Sammler und Präsident der Goethe-Gesellschaft zur Geschichte des deutschen Geistes gegeben hat. Für die große Zahl derer, die als Gleichstrebende die erste Hälfte unseres Jahrhunderts miterlebt haben, ist das Buch reich an Erinnerung. Aber auch ein jüngeres Geschlecht wird mit Gewinn in dem Buch lesen, um zu erfahren, was es heißt, im deutschen Sinne ein Weltbürger zu sein.

MELL, MAX: GEDICHTE. 88 Seiten. Liebhaberdruck in Halbpergament M 10.–.
Max Mell, der am 10. November 1952 seinen siebzigsten Geburtstag feierte, bescherte den Freunden seiner Kunst eine Ausgabe der gesammelten Gedichte. In der großen Tradition der österreichischen Lyrik stehend, antwortet der Dichter in unverwechselbar eigener Melodie dem Anruf der heilenden Kräfte und

dämonischen Mächte des Daseins mit einem Lobgesang auf das Leben.

MORGENSTERN, CHRISTIAN: EIN LEBEN IN BRIEFEN. Herausgegeben von Margareta Morgenstern. 536 Seiten. 8 Bildtafeln. M 20.–.
Die Briefe Christian Morgensterns geben das geschlossene Bild der Entwicklung eines bedeutenden Dichters und Denkers, der sich unbestechlich höchster Verantwortung der Menschheit und sich selbst gegenüber bewußt ist. In der Vielfalt seiner menschlichen und sachlichen Bindungen spiegelt der umfangreiche Band die Welt des Geistes in dem Zeitraum vom Ende der achtziger Jahre bis zum Frühling 1914.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

MUNK, GEORG: AM LEBENDIGEN WASSER. Roman. 660 Seiten. M 19.50.
Seit langem wieder einmal erscheint hier ein Buch, das den großen Atem der echten Erzähler spüren läßt, ein figurenreicher Roman, noch vor den Weltkriegen spielend und doch ganz zeitnahe im Schicksal der Frau, die nach kurzer glücklicher Ehe auf die Heimkehr des verschollenen Mannes wartend ihr Leben meistert.
»Ein Buch von Frauen, denen Liebe noch Geheimnis ist, von Männern, die sich durch sinnvolles Leben ihren Frauen verbunden wissen – ein geheimnisvoll zauberhaftes Buch vom Menschen, als dichterisches Gleichnis von nachhaltiger Wirkung.«
E. H. Lucas

PORCHÉ, WLADIMIR: LIEBE IM VALLESPIR. Aus dem Französischen übertragen von Hedwig Andertann. 248 Seiten. M 11.50.
»Ein ganzes Buch voll junger Liebe ... und eine literarische Kostbarkeit dazu. In den äußeren, sich wie von selbst ergebenden Handlungsfällen gibt es der neugierigen Spannung, was nur verlangt werden könnte, klug und deutlich erhellt es den seelischen Standort der Geschilderten. Aber vor allem: ein Mann mit Herz und dichterischem Atem hat es geschrieben.« Die Neue Zeitung

RILKE, RAINER MARIA: BRIEFE ÜBER CÉZANNE. Herausgegeben von Clara Rilke. Mit 8 Bildtafeln. 56 Seiten. Großoktav. In Halbpergament M 12.–.
Cézannes Bilder wurden Rilke zu einem entscheidenden Erlebnis und des Malers rastloses, entsagungsvolles Ringen um letzte



Vollendung ein verpflichtendes Vorbild für das eigene Schaffen. Die von Rilke beschriebenen Bilder, deren Reproduktionen aus aller Welt zusammengetragen wurden, sind dem Band beigegeben. *Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.*

SCHILLER, FRIEDRICH: WERKE IN DREI BÄNDEN. Herausgegeben von Reinhard Buchwald. Drei Leinenbände (2364 Seiten) in Schuber M 45.–.
Im ›Volks-Schiller‹ erscheinen die Werke des Dichters nach den drei großen Epochen seines Lebens geordnet. Innerhalb einer Entwicklungsstufe wechseln Dramen, Gedichte und Aufsätze in lebendiger Folge. Der erste Band bietet die revolutionären Jugenddramen, philosophische Briefe und die Vorlesungen über die Schaubühne. Der zweite Band umfaßt die Gedichte und als Ergebnis der Gedankenarbeit eines Jahrzehnts die geistigen und dichterischen Grundlagen für die Meisterdramen, die im dritten Band enthalten sind.

SCHNEIDER, REINHOLD: INNOZENZ UND FRANZISKUS. 284 Seiten. M 12.–.
Eine Schicksalswende des Mittelalters – die päpstliche Macht erreicht mit Innozenz III. ihren Gipfel, während Franziskus bedingungslos Absage an alle weltliche Gewalt fordert – in großen historischen Szenen gestaltend, stellt die neue Dichtung den Lebenden die Frage: Wie soll der Christ die Macht verwalten?

TIMMERMANS, FELIX: DIE UNSICHTBARE HAND. Märchen und Geschichten. Mit Zeichnungen des Dichters. 232 Seiten. M 9.80.
»Erzähl uns, Pa, aus der Zeit, als du klein warst« – und dann erzählt Timmermans seinen Kindern von der Räuberbande oder vom Meerweibchen Perlamuna oder auch Besinnliches wie die schöne Legende ›Die Flucht nach Ägypten‹. Dieses Buch ist ein willkommenes Geschenk für jugendliche Leser, für die große Gemeinde des Dichters eine liebenswerte Ergänzung zu den Romanen.

TIMMERMANS, LIA: MEIN VATER. Ein Buch der Erinnerung an Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Karl Jacobs. Mit 16 Abbildungen. 208 Seiten. M 12.–.
Eine der Töchter des Dichters erzählt in der schönen, schlichten Art, die wir an ihm so liebten, von seinem Leben. Oft läßt die Tochter den Vater zu Wort kommen, und schon darum werden

Freunde des Dichters das Buch zu seinen Werken stellen. Vieles erfährt man hier über die Entstehung der einzelnen Bücher und über das Werk des Malers Timmermans. Tief ergreifen die letzten Abschnitte über ›Adriaan Brouwer‹, ›Adagio‹ und das Ende des Dichters.

In Verlagsgemeinschaft mit Max Niehans, Zürich, erschien:

RAINER MARIA RILKE UND LOU ANDREAS-SALOMÉ: BRIEFWECHSEL. Herausgegeben von Ernst Pfeiffer. 651 Seiten. Mit 6 Bildtafeln. M 25.70.
Welche wichtige Rolle Lou Andreas-Salomé im Leben Rilkes gespielt hat, weiß man aus ihrem Buch über Rilke und dem seit einem Jahr vorliegenden ›Lebensrückblick‹. Aber ein vollkommenes Bild ergibt erst dieses Briefgespräch. In der hier zum ersten Male mitklingenden Antwort der Frau werden ergreifende Töne laut, Worte des Verstehens und des Wissens um ›die tiefe Angst, die allem Schaffen beigegeben.‹

Die Drucke der Trajanus-Presse

Die 1951 gegründete Trajanus-Presse hat sich die Aufgabe gestellt, in der Zeit des Massenbuches sowohl technisch wie ästhetisch ausgereifte, in der Auflage begrenzte Drucke herauszugeben, die den Schrift- und Bücherfreund erfreuen. Die Auslieferung der Drucke der Trajanus-Presse übernahm der Insel-Verlag. Die Bücher sind durchweg numeriert und mit der Hand gebunden. Bisher liegen vor:

TRILUSSA: DIE BEKEHRTE SCHLANGE und siebenundzwanzig andere Fabeln. Aus dem römischen Volksdialekt übertragen von Hans von Hülsen. Illustriert von Werner vom Scheidt. Zweifarbiger Druck. In bibliophilem Geschenkeinband M 16.50.

FEDER UND STICHEL. Alphabete und Schriftblätter von Hermann Zapf. In Metall geschnitten von August Rosenberger. Mit einem Textanhang über die historische Entwicklung der abendländischen Schrift. In Halbpergament-Handeinband M 28.–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

GERTRUD VON LE FORT: PLUS ULTRA. Erzählung. Mit freundlicher Genehmigung der Dichterin veranstaltete Liebhaberausgabe. In Halbpergament-Handeinband M 23.–.



Insel-Bücherei

In farbigem Einband je M 2.–.

NEUE BÄNDE UND NEUE AUSGABEN IM FRÜHJAHR 1953

568 Claes, Ernest: Das Leben und der Tod des Victalis van Gille. Erzählung. Übertragen von Bruno Loets.
Eine Erzählung voll kräftiger Farben und drohender Dunkelheiten, denen helle Lichter tapferen Humors aufgesetzt sind.

250 Dürer, Albrecht: Die kleine Passion. Eine Holzschnittfolge. Geleitwort von Emil Waldmann.
Der neuen Ausgabe liegen Abzüge des Berliner Kupferstichkabinetts zugrunde, die in Originalgröße wiedergegeben sind.

487 Goethes schönste Briefe
Eine Auswahl aus jenen brieflichen Lebenszeugnissen, in denen man das starke Gefühl, die herzliche Teilnahme, die menschliche Wärme Goethes spürt.

493 Goethe, Johann Wolfgang: Die Leiden des jungen Werthers. Urfassung von 1774. Mit einem Kupfer von Daniel Chodowiecki.

384 Lawrence, David Herbert: Der Fuchs. Erzählung.
In seinen Erzählungen schildert der Engländer Lawrence (1885 bis 1930) immer wieder den Kampf von Trieb und Hemmung, der die Geschlechter unlöslich verbindet. Diese Novelle gehört zu seinen besten Werken.

566 Lorca, Federico Garcia: Zigeuner-Romanzen. Deutsch von Enrique Beck.
Lorca hat den überkommenen Formen der spanischen Volksdichtung einen neuen unverwechselbaren Ton gegeben.

567 Marc, Franz: Tierstudien. 36 Handzeichnungen.
»Ich habe gar nie das Verlangen, die Tiere zu malen, wie ich sie ansehe, sondern wie sie sind, wie sie selbst die Welt ansehen und ihr Sein fühlen.« Franz Marc
Erscheint voraussichtlich im Juni.

564 Pestalozzi: Entfaltung der Menschlichkeit. Gedanken aus seinen Werken. Auswahl und Nachwort von Otto Müller.
Die von dem Schweizer Pädagogen Otto Müller geschaffene Auswahl fügt Worte aus den Werken zu innerlich verbundenen Kapiteln zusammen, so daß der Leser die Gedanken Pestalozzis in gestraffter Folge nach-denken kann.

288 BENÉT, STEPHEN VINZENT: DES BISCHOFS BETTLER. Erzählung. Übertragen von Paridam von dem Knesebeck
154 BERTRAM, ERNST: GEDICHTE UND SPRÜCHE in Auswahl
183 DUMPFE TROMMEL UND BERAUSCHTES GONG. Nachdichtungen chinesischer Kriegslyrik von Klabund
224 EICHENDORFF, JOSEPH VON: AUS DEM LEBEN EINES TAUGENICHTS
412 GÄNG, RICHARD: DIE HEIMFAHRT DES ANDREAS KUMLIN. Novelle
49 HERAKLIT: URWORTE DER PHILOSOPHIE. Griechisch und Deutsch *Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.*
502 HESSE, HERMANN: KLINGSORS LETZTER SOMMER. Erzählung
427 HOERNER, HERBERT VON: DIE LETZTE KUGEL. Erzählung
110 KASSNER, RUDOLF: VON DER EITELKEIT: Zwei Essays
169 DER KÖNIG UND DER BETTLER. Indische Märchen
562 LORCA, FEDERICO GARCIA: BLUTHOCHZEIT. Lyrische Tragödie
342 RÜCKERT, FRIEDRICH: GEDICHTE UND SPRÜCHE
486 SCHNEIDER, REINHOLD: DIE TARNKAPPE. Ein Nibelungen-Drama

Illustrierte Bände:

561 APULEJUS: AMOR UND PSYCHE. Aus dem Lateinischen übersetzt von August Rode. Mit 6 Bildern
463 BRENTANO, CLEMENS: BARON HÜPFENSTICH. Ein Märchen. Mit 8 ganzseitigen Zeichnungen von Hanna Preetorius
333 EMANUEL GEIBEL / PAUL HEYSE: SPANISCHES LIEDERBUCH. Auswahl von Florian Stern. Titelzeichnung von Adolph Menzel
308 TIMMERMANS, FELIX: DIE SEHR SCHÖNEN STUNDEN JUNGFER SYMFOROSAS, DES BEGINCHENS. Mit Zeichnungen des Dichters

Bildbände:

495 DER BORDESHOLMER ALTAR MEISTER BRÜGGEMANNS. 48 Bildtafeln
294 KLEE, PAUL: 40 HANDZEICHNUNGEN
433 MASEREEL, FRANS: GESCHICHTE OHNE WORTE. Ein Roman in Bildern. Mit einem Nachwort von Hermann Hesse
545 TILMAN RIEMENSCHNEIDER IM TAUBERTAL. 48 Bilder



Früher erschienen:

ACKERKNECHT, ERWIN: GOTTFRIED KELLER. Geschichte seines Lebens. 14. Tausend. 395 Seiten. Gebunden M 3.–.

BARLACH IM GESPRÄCH. Aufgezeichnet von Friedrich Schult. Liebhaberdruck auf handgeschöpftem Bütten. 22 Seiten. Mit Lichtbild Barlachs. M 2.–.

BERTRAM, ERNST: AUS DEN AUFZEICHNUNGEN DES HERZOGS VON MALEBOLGE. 60 Seiten. Gedruckt in 500 Exemplaren, von denen 300 in den Handel kamen. Kartoniert M 7.50.

– KONRADSTEIN. Erzählung. 120 Seiten. M 7.–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1951 ausgezeichnet.

BILLINGER, RICHARD: SICHEL AM HIMMEL. Gedichte. 5. Tausend. 168 Seiten. Gebunden M 5.50.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von Rudolf G. Binding. Kapitel-Initialen von Carl Weidemeyer-Worpswede. 32. Tausend. 238 Seiten. Gebunden M 7.50.

BUCHWALD, REINHARD: DAS VERMÄCHTNIS DER DEUTSCHEN KLASSIKER. 20. Tausend. 192 Seiten. Kartoniert M 2.–.

BÜRGER, GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte. Mit 37 Bildern von Fritz Kredel. 109 Seiten. Gebunden M 4.80.

BURCKHARDT, JACOB: BRIEFE. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt. Vorgesehen sind zehn Bände. – Band 1: Jugend und Schulzeit, erste Reisen nach Italien, Studium in Neuenburg, Basel, Berlin und Bonn (1818–1843). 376 Seiten. 16 Abbildungen. M 17.–.

CAROSSA, HANS: AUFZEICHNUNGEN AUS ITALIEN. 11.–16. Tausend. 205 Seiten. Gebunden M 6.–. In Leinen M 8.50.

– DAS JAHR DER SCHÖNEN TÄUSCHUNGEN. 152. Tausend. 320 Seiten. M 11.50.

– DER ARZT GION. 106. Tausend. 282 Seiten. M 10.80.

– GEHEIMNISSE DES REIFEN LEBENS. Aus den Aufzeichnungen Angermanns. 102. Tausend. 237 Seiten. M 9.80.

CAROSSA, HANS: GESAMMELTE GEDICHTE. 51. Tausend. 186 Seiten. M 7.–.

– RUMÄNISCHES TAGEBUCH. 96. Tausend. 166 Seiten. M 9.–.

– UNGLEICHE WELTEN. 18. Tausend. 342 Seiten. M 12.80.

GRUSS DER INSEL AN HANS CAROSSA. Dem 15. Dezember 1948. 258 Seiten. Gebunden in Roma-Bütten M 4.80.

CLAES, ERNEST: JUGEND. Aus dem Flämischen übertragen von Bruno Loets. 18. Tausend. 291 Seiten. In Halbleinen M 4.80.

COOLEN, ANTON: AUS DER KLEINEN WELT. Erzählung. Aus dem Niederländischen übertragen von Bruno Loets. 195 Seiten. M 4.80.

– BRABANTER VOLK. Roman. Aus dem Niederländischen übertragen von Elisabeth und Felix Augustin. 25. Tausend. 250 Seiten. M 9.–.

COOPER, DUFF: TALLEYRAND. Aus dem Englischen übertragen von Karl Lerbs. 53. Tausend. 482 Seiten. Mit sechs Bildtafeln. M 15.–.

DACQUÉ, EDGAR: DIE URGESTALT. Der Schöpfungsmythus neu erzählt. 244 Seiten. M 11.50.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Zwei Bände. 45. Tausend. 1007 Seiten. In Halbleinen M 15.–.

DEUTSCHE GEDICHTE. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. 181. Tausend. 143 Seiten. Gebunden M 2.50.

DEUTSCHE WEIHNACHTSLIEDER. Zweistimmig gesetzt von Helmut Walcha. In zweifarbigem Druck mit Vignetten von Willi Harwerth. 140. Tausend. 64 Seiten. In farbigem Einband M 3.–.

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Ein Roman aus der Ming-Zeit. Mit 26 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. Übersetzt von Franz Kuhn. 36. Tausend. 369 Seiten. M 9.80.

FISCHER, EDWIN: MUSIKALISCHE BETRACHTUNGEN. 13. Tausend. 67 Seiten. Gebunden M 4.–.

GOETHE: FAUST. Gesamtausgabe. 225. Tausend. 648 Seiten. Dünndruckpapier. M 14.–. In Leder M 27.50.

– GESPRÄCHE OHNE DIE GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. In Auswahl herausgegeben von Flodoard Freiherr von Biedermann. 792 Seiten. In Alkor gebunden M 14.–.



Goethes Werke in sechs Bänden (Der Volks-Goethe). Jeder Band 700–750 Seiten. In Leinen Band 1–6 M 50.–.

Band 1: Goethes Leben. – Gedichte. Faust.

Band 2: Dramen.

Band 3: Die Leiden des jungen Werthers. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Das Märchen.

Band 4: Die Wahlverwandtschaften. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Novelle. Vers-Epen.

Band 5: Dichtung und Wahrheit.

Band 6: Vermischte Schriften: Biographisches. Zur Literatur, Kunst und Naturwissenschaft. Sprüche.

– West-östlicher Divan. Gesamtausgabe. Herausgegeben von Hans-J. Weitz. 618 Seiten mit einer Landkarte. Auf Dünndruckpapier. M 14.–. In Leder M 27.50.

– West-östlicher Divan. Kleine Ausgabe (ohne die Noten zum Divan). 128 Seiten. Kartoniert M 2.–.

Chronik von Goethes Leben. Mit Verzeichnis der Erstausgaben, Personen- und Ortsregister. Herausgegeben von Franz Götting. In Format und Ausstattung des Volks-Goethe. 196 Seiten. M 6.–.

Hagelstange, Rudolf: Venezianisches Credo. 25. Tausend. 48 Seiten. Kartoniert M 2.25.

– Strom der Zeit. Gedichte. 76 Seiten. Kartoniert M 2.50.

Hardt, Ernst: Don Hjalmar. Bericht über vier Tage und eine Nacht. Roman. 10. Tausend. 176 Seiten. Gebunden M 3.50.

– Erzählungen. 144 Seiten. Gebunden M 2.–.

Hiob: Das Gedicht von Hiob und seinen drei Freunden. Übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Gustav Hölscher. 128 Seiten. Gebunden M 2.–.

Hofmannsthal, Hugo von: Buch der Freunde. Tagebuch-Aufzeichnungen. Mit einem Nachwort von Rudolf Alexander Schröder. 112 Seiten. M 6.50.

– Die Gedichte und kleinen Dramen. 61. Tausend. 312 Seiten. M 10.–.

– Das Salzburger grosse Welttheater. 19. Tausend. 100 Seiten. Gebunden M 4.–.

HUCH, RICARDA: HERBSTFEUER. Gedichte. 25. Tausend. 76 Seiten. Kartoniert M 2.50.

– LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 29. Tausend. 264 Seiten. M 10.–.

KASSNER, RUDOLF: DIE NACHT DES UNGEBORGENEN LEBENS. Aus den Schriften. (Auswahl aus den Essays und Gleichnissen.) 248 Seiten. Gebunden M 9.50.

– PHYSIOGNOMIK. 224 Seiten und 47 Abbildungen auf Tafeln. M 16.50.

KÄSTNER, ERHART: ZELTBUCH VON TUMILAD. 10. Tausend. 264 Seiten. M 9.50.

KIN PING MEH ODER DIE ABENTEUERLICHE GESCHICHTE VON HSI MEN UND SEINEN SECHS FRAUEN. Roman. 29. Tausend. Aus dem Chinesischen übersetzt von Franz Kuhn. 920 Seiten. Dünndruckpapier. M 25.–.

KIPPENBERG, ANTON: GESCHICHTEN AUS EINER ALTEN HANSESTADT. 88. Tausend. 216 Seiten. M 7.–.

KIPPENBERG, KATHARINA: RAINER MARIA RILKE. Ein Beitrag (Biographie). 20. Tausend. 384 Seiten. Gebunden M 8.50.

– RAINER MARIA RILKES DUINESER ELEGIEN UND SONETTE AN ORPHEUS. 8. Tausend. 200 Seiten. Gebunden M 6.50.

– KLEINE SCHRIFTEN. 142 Seiten. Gebunden M 8.–.

KOCH, RUDOLF: DAS ABC-BÜCHLEIN. Zeichnungen von Rudolf Koch und Berthold Wolpe in Holz- und Metallschnitten von Fritz Kredel und Gustav Eichenauer. Gebunden M 6.–.

LAWRENCE, DAVID HERBERT: SÖHNE UND LIEBHABER. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Georg Goyert. 558 Seiten. Gebunden M 4.80.

LE FORT, GERTRUD VON: DIE TOCHTER FARINATAS. Vier Erzählungen. 204 Seiten. M 8.–.

– UNSER WEG DURCH DIE NACHT. Worte an meine Schweizer Freunde. 20 Seiten. M –.60.

MAUROIS, ANDRÉ: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Aus dem Französischen übertragen von Karl Lerbs. 280 Seiten und 12 Bildtafeln. M 6.80.

MECKEL, EBERHARD: GESAMMELTE GEDICHTE. 192 Seiten. In Halbleinen M 6.–.



Mendelssohn, Arnold: Gott, Welt und Kunst. Aufzeichnungen. Mit einem Bildnis. 388 Seiten. In Halbleinen M 3.–.

Mombert, Alfred: Der himmlische Zecher. In sieben Büchern. Große Ausgabe. 344 Seiten. M 18.–.

Morgenstern, Christian: Alle Galgenlieder. 169. Tausend. 333 Seiten. M 9.80.

Moy, Johannes: Das Kugelspiel. Erzählungen. 15. Tausend. 188 Seiten. Kartoniert M 1.60.

Mühlberger, Josef: Die Knaben und der Fluss. Erzählung. 8. Tausend. 108 Seiten. Kartoniert M 1.20.

– Gedichte. 240 Seiten. Gebunden M 6.–.

Nostitz, Helene von: Aus dem alten Europa. Erinnerungen an Menschen und Städte. Mit acht Bildtafeln. 200 Seiten. M 11.50.

Prang, Helmut: Johann Heinrich Merck. Ein Leben für andere. Mit einem farbigen Porträt. 332 Seiten. M 14.–.

Renker, Armin: Das Buch vom Papier. Eine Darstellung vom Werden und Wesen des Papiers. 12. Tausend. 230 Seiten Großoktav. Mit 46 Abbildungen auf Lichtdrucktafeln, zwei Landkarten, Proben von Papyrus, Pergament, verschiedenen Papiersorten und Wasserzeichen. Gedruckt auf Zerkall-Bütten. In Halbleinen M 22.–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1951 ausgezeichnet.

Rilke, Rainer Maria: Ausgewählte Werke. Zwei Bände. 61. Tausend. 840 Seiten. M 30.–.

– Auguste Rodin. 75. Tausend. 124 Seiten und 97 Bilder auf Tafeln. M 14.–.

– Briefe. Zwei Bände. 1180 Seiten. M 30.–.

– Briefe an seinen Verleger. 1906–1926. Neue erweiterte Ausgabe. 560 Seiten. Zwei Bände. M 14.–.

– Das Buch der Bilder. Gedichte. 46. Tausend. 178 Seiten. M 8.50.

– Das Marien-Leben. 146. Tausend. 28 Seiten. Kartoniert M 2.–. Vorzugsausgabe auf Büttenpapier in Halbpergament gebunden M 10.–.

– Das Stunden-Buch. 198. Tausend. 108 Seiten. In Halbleinen M 5.–.

– Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Roman. 52. Tausend. 305 Seiten. M 10.–.

RILKE, RAINER MARIA: DUINESER ELEGIEN UND SONETTE AN ORPHEUS. 112 Seiten. Gebunden M 6.50.

– GEDICHTE IN FRANZÖSISCHER SPRACHE. Gesamtausgabe. 156 Seiten. M 8.–.

– GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 68. Tausend. 186 Seiten. M 8.–.

– NEUE GEDICHTE. 40. Tausend. 276 Seiten. M 8.50.

AUS RAINER MARIA RILKES NACHLASS. Erschienen sind:

– AUS DEM NACHLASS DES GRAFEN C. W. Ein Gedichtkreis. 42 Seiten. Gebunden M 4.50.

– BRIEFWECHSEL IN GEDICHTEN MIT ERIKA MITTERER. 64 Seiten. Gebunden M 5.–.

– AUS TASCHEN-BÜCHERN UND MERK-BLÄTTERN. Gedichte. 88 Seiten. Gebunden M 6.–.

– DIE BRIEFE AN GRÄFIN SIZZO. 92 Seiten. Gebunden M 6.–.

SALMINEN, SALLY: KATRINA. Roman. Übertragen von Edzard Schaper. 116. Tausend. 424 Seiten. M 14.–.

SCHAEFFER, ALBRECHT: ELLI. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 288 Seiten. M 9.–.

– GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Erzählung. 208 Seiten. Gebunden M 2.–.

SCHILLER: GEDICHTE. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. 128 Seiten. Kartoniert M 1.50.

SCHNEIDER, REINHOLD: DER GROSSE VERZICHT. Szenen aus dem 13. Jahrhundert. Dramatische Dichtung. 280 Seiten. M 11.50.

– DER TRAUM DES EROBERERS / ZAR ALEXANDER. 184 Seiten. Gebunden M 12.50.

– DIE NEUEN TÜRME. Sonette. 10. Tausend. 56 Seiten. Kartoniert M 1.50.

– LAS CASAS VOR KARL V. Szenen aus der Konquistadorenzeit. 45. Tausend. 206 Seiten. M 9.80.

– PORTUGAL. Ein Reisetagebuch. 152 Seiten. Gebunden M 6.50.

SCHULT, FRIEDRICH: HERKUNFT UND LANDSCHAFT. 176 Seiten. Kartoniert M 2.–.

SILLANPÄÄ, FRANS EEMIL: SCHÖNHEIT UND ELEND DES LEBENS. Roman. 224 Seiten. Gebunden M 6.50.



SKUTSCH, KARL LUDWIG: DICHTERISCHE WEISUNG. Gedichte. 144 Seiten. Kartoniert M 5.–.

– EUROPÄISCHE LEGENDE. Roman. 186 Seiten. Gebunden M 6.–.

SPRANGER, EDUARD: GOETHES WELTANSCHAUUNG. 13. Tausend. 256 Seiten. In Halbleinen M 8.50.

STENDHAL: ROT UND SCHWARZ. Zeitbild von 1830. Übertragen von Arthur Schurig. 712 Seiten. Dünndruckausgabe. M 8.50.

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: VOM UFER, DA WIR ABGESTOSSEN. Gedichte. 72 Seiten. Kartoniert M 1.80.

TERRY, CHARLES SANFORD: JOHANN SEBASTIAN BACH. Eine Lebensgeschichte. 17. Tausend. 250 Seiten und 33 Bilder. M 7.50.

TIMMERMANS, FELIX: ADAGIO. Gedichte. Flämisch und deutsch. Übertragen von Georg Hermanowski. 72 Seiten. Gebunden M 4.–.

– ADRIAAN BROUWER. Roman. Übertragen von Bruno Loets. 188 Seiten. In Leinen M 9.80.

– FRANZISKUS. Übertragen von Peter Mertens. 288 Seiten. Mit Zeichnungen des Dichters. In Leinen M 12.–.

– DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Übertragen von Anton Kippenberg. Mit Zeichnungen des Dichters. 79. Tausend. 232 Seiten. In Leinen M 8.50.

– PIETER BRUEGEL. Übertragen von Peter Mertens. Mit Zeichnungen des Dichters. 61. Tausend. 324 Seiten. M 12.–.

DER TRAUM DER ROTEN KAMMER. Ein Roman aus der Tsing-Zeit. Übersetzt von Franz Kuhn. 24. Tausend. 800 Seiten. Dünndruckausgabe. M 20.–.

UHDE-BERNAYS, HERMANN: IM LICHTE DER FREIHEIT. Erinnerungen aus den Jahren 1880–1914. 536 Seiten. In Halbleinen M 15.–.

VALÉRY, PAUL: GEDICHTE. Übertragen von Rainer Maria Rilke. 72 Seiten. Gebunden M 8.–.

– HERR TESTE. Übertragen von Max Rychner. 124 Seiten. Gebunden M 5.–.

VENESIS, ILIAS: ÄOLISCHE ERDE. Roman. Aus dem Neugriechischen übertragen von Roland Hampe. 308 Seiten. M 9.80.

WAGGERL, KARL HEINRICH: BROT. Roman. 97. Tausend. 372 Seiten. M 12.–.

– DAS JAHR DES HERRN. Roman. 85. Tausend. 292 Seiten. M 11.50.

– MÜTTER. Roman. 41. Tausend. 298 Seiten. M 11.50.



WEISZ, JOSEF: ALPENBLUMEN. Zwei vielfarbige Blätter in Mappe. M 6.–.

– DER GESTIRNTE HIMMEL. Die Sternbilder der Alten in 42 Holzschnitten. Mit einem Geleitwort von Thassilo von Scheffer. Handpressendruck des Künstlers in 300 Exemplaren auf eigens gefertigtem Hahnemühle-Büttenpapier. Als Blockbuch in Halbpergament gebunden. In Schatulle M 80.–.

In Gemeinschaft mit dem Verlag Max Niehans, Zürich:

ANDREAS-SALOMÉ, LOU: LEBENSRÜCKBLICK. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Ernst Pfeiffer. 386 Seiten mit 17 Abbildungen. M 18.70.

RILKE, RAINER MARIA UND MARIE VON THURN UND TAXIS: BRIEFWECHSEL. 1071 Seiten und 8 Bildtafeln. Zwei Bände. M 34.–.

In Gemeinschaft mit dem Henry Tschudy Verlag, St. Gallen:

HAGELSTANGE, RUDOLF: BALTHASAR. Erzählung. Mit acht Holzschnitten von Frans Masereel. 600 numerierte, vom Dichter und vom Künstler signierte Exemplare. Gebunden M 16.–.

Über die lieferbaren Bände der Insel-Bücherei unterrichtet ein besonderes Verzeichnis. Die Bücher des Insel-Verlags werden nur durch Buchhandlungen geliefert.

Inhalt

Marc Aurel: Vorspruch 5

Klopstock: Die Frühlingsfeier 7

Reinhard Buchwald: Schillers Klopstock-Erlebnis 11
Aus dem ersten Band der kommenden neuen Ausgabe der Schiller-Biographie

Katharina Kippenberg und Rainer Maria Rilke: Briefwechsel 24
Aus der künftig erscheinenden Ausgabe

Hans Carossa: Erste Begegnung mit der Insel 33

Reinhold Schneider: Rouen 38

Federico García Lorca: Zigeuner-Romanzen 48
Aus dem neuen Band 566 der Insel-Bücherei

Oliver J. G. Welch: Mirabeau und Sophie 54
Aus der künftig erscheinenden Biographie des englischen Historikers

Juan Ramón Jiménez: Platero und ich 69
Aus dem in der Insel-Bücherei erscheinenden Werk des spanischen Dichters

Albrecht Schaeffer: Der Auswanderer 75

Karl Scheffler: Der Bürger Liebermann 79
Aus der künftig erscheinenden neuen Ausgabe der Monographie

Jack Common: Der Pfandleih-Zyklus 85
Aus dem Roman ‚Glück ist Trumpf'

Christian Morgenstern: Das Mondschaf 100
Sechs Galgenlieder, deutsch und englisch

Erhart Kästner: Maria aus Magdala 106
Aus dem Griechenlandbuch ‚Ölberge, Weinberge'

Josef Mühlberger: Vier Gedichte 110

Carl A. Willemsen: Der Kaiserkopf von Capua 112
Aus dem demnächst erscheinenden Werk ‚Kaiser Friedrichs II. Triumphtor zu Capua'

Jean Paul: Maximen und Reflexionen 122

Bernard Berenson: Zweifel am Wort 127
Aus dem ‚Entwurf zu einem Selbstbildnis'

Anne de Tourville: Die Perlen der Toten 135
Aus dem mit dem Prix Femina ausgezeichneten Roman ‚Jabadao', dessen deutsche Ausgabe im Herbst erscheinen wird

Ernst Bertram: Sprüche des Theognis 146
Bettina Seipp: Unterwegs nach Capri 149
Rainer Maria Rilke: Ein Gedicht aus dem Nachlaß 157
Aus dem Band ‚Gedichte 1906 bis 1926‘
Will Grohmann: Aus den Lehrjahren Paul Klees 159
Max Mell: Zwei Gedichte 166
Aus dem Band ‚Gedichte‘
Eberhard Meckel: Winter im Osten 169
Rudolf Hagelstange: Gedichte 179
Aus einer demnächst erscheinenden Sammlung
Jacob Burckhardt: Briefe aus Paris 182
Aus dem zweiten Band der ‚Briefe‘
Gertrud von le Fort: O tröstet die Finsternis 186
Bücher aus dem Insel-Verlag 187

VERZEICHNIS DER BILDTAFELN

Vor Seite

Rilkes Arbeitszimmer in Soglio 33
Aus den ‚Briefen an Frau Gudi Nölke‘
Federico García Lorca. Bildnis von Mareno Villa 49
Max Liebermann: Selbstbildnis 81
Aus Karl Schefflers Liebermann-Buch
Fritz Kredel: Holzschnitt zu Aucassin und Nicolette 97
Aus der neuen Ausgabe des Bandes 14 der Insel-Bücherei
Bildnis Friedrichs II. von Hohenstaufen 113
Nach einer Gemme
Bernard Berensons Villa über Florenz 129
Aus dem ‚Entwurf zu einem Selbstbildnis‘
Die Heilige Elisabeth 145
Aus dem in der Insel-Bücherei erscheinenden Band über den
Elisabeth-Schrein in Marburg
Paul Klee: Zwitschermaschine 161
Aus der Monographie ‚Paul Klee‘ von Will Grohmann
Franz Marc: Drei Pferde 177
Bleistiftzeichnung aus Band 567 der Insel-Bücherei: Franz Marc ‚Tierstudien‘

Zeichnung des Umschlages von Fritz Kredel
Gedruckt von Ludwig Oehms, Frankfurt am Main
Schrift: Linotype-Janson





	DATE DUE		